

fzg

Freiburger
Zeitschrift für
GeschlechterStudien
19_1 | 2013



fzg

Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien

Inhalt

<i>Elke Gramespacher/Beate Rosenzweig</i> Gender Studies interdisziplinär – Eine Einleitung	5
---	---

Aufsätze

<i>Charlotte Müller</i> Harriet Martineau (1802-1876) – Zu Theorie und Praxis empirischer Sozialforschung	11
---	----

<i>Karin Tschirren/Sandra Günter/Yvonne Weigelt-Schlesinger</i> Körper im Kulturkonflikt – Zur Vermittlung und Aushandlung von Normen und Werten in Schwimmkursen für Frauen mit Migrationshintergrund	31
--	----

<i>Ulrich Bröckling</i> Gut angepasst? Belastbar? Widerstandsfähig? Resilienz und Geschlecht	49
--	----

<i>AG Queer STS</i> Geschlechterwissen in der Hirnforschung – Ein queerer Blick aus den Science and Technology Studies	67
--	----

Interview

<i>Stephanie Bethmann/Nina Degele</i> “The content varies, the mechanisms don’t.” Interview with Sarah Fenstermaker on the everyday practices of Doing Gender	85
---	----

Rezensionen

<i>Diana Baumgarten</i> Rezension zu Nina Wehner (2012): <i>Familiengründung im Studium. Eine Chance für geschlechtergerechte Elternschaft?</i>	103
---	-----

<i>Hamid Reza Yousefi</i> Familienkonstellation in einer veränderten Welt.	107
<i>Rezension zu Michaela Holdenried/Weertje Willms (Hrsg.) (2012). <i>Die inter- kulturelle Familie. Literatur- und sozialwissenschaftliche Perspektiven.</i></i>	

Autor_innen	111
Übersicht der bisher erschienenen Titel der <i>Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien</i>	117
Übersicht der erschienenen Ausgaben der Vorläuferin <i>Freiburger GeschlechterStudien</i>	118
Anzeigen.....	120

Elke Gramespacher/Beate Rosenzweig

Gender Studies interdisziplinär – Eine Einleitung

Die Herausgeber_innen der *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien* haben das vorliegende Heft mit einem *offenen* Call for Papers motiviert. Der Call verweist auf die interdisziplinären Potentiale der Gender Studies. Er hat interessierte Autor_innen dazu eingeladen, in ihren Beiträgen *sowohl* sozial- und geisteswissenschaftliche *als auch* technik- und naturwissenschaftliche Themen und Aspekte zu bearbeiten. Dabei sollte nicht nur der Brückenschlag zwischen geistes-, sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen, Paradigmen und Verortungen in den Blick kommen – ein Brückenschlag, der in den Gender Studies eine zentrale Rolle spielt. Vielmehr suchen die Freiburger Gender Studies insgesamt – in Forschung, Lehre und Zeitschrift – nach einer auch wissenschaftstheoretisch fundierten interdisziplinären Reflexion.

Interdisziplinarität in den Gender Studies – das ist ein so komplexes und vielfältig angelegtes Anliegen, dass es in der Forschungs- und Lehrpraxis bis heute kaum eingelöst werden konnte. Interdisziplinarität ist in den Gender Studies nur schwer und am ehesten in interdisziplinär zusammengesetzten Arbeits- und Forschungsgruppen zu bewältigen – so die bisherige Erfahrung.¹ Dies bestätigt auch ein Blick auf die Schwerpunktsetzungen (u.a. peer-reviewter) deutschsprachiger Fachzeitschriften der Gender Studies: Hier finden sich kaum Beiträge zu interdisziplinären Fragestellungen.² Zu komplex scheint das Anliegen der Interdisziplinarität, zu vielfältig sind die Themen schon innerhalb einer einzigen Disziplin, die gender- und queertheoretisch noch nicht bearbeitet worden sind. Nach wie vor scheint es hinreichend, in einer Disziplin selbst Fragestellungen und Themen aufzugreifen, die gender- oder queertheoretisch fundiert zu bearbeiten sind. Dass es fachwissenschaftliche Disziplinen gibt, die selbst diesbezüglich noch am Anfang stehen, hat etwa Janina Klassen (2012) in Bezug auf die Musikwissenschaft dargelegt.

Auch das Ergebnis der vorliegenden Ausgabe der *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien* zeigt, dass die disziplinären Forschungsperspektiven nach wie vor überwiegen. Bei den hier vorliegenden Beiträgen handelt es sich ausnahmslos um gendertheoretisch anspruchsvolle, gleichwohl disziplinär verortete Analysen. So finden interessierte Leser_innen in dieser Ausgabe einen soziologischen und einen sportsoziologischen Text sowie auch zwei Texte, die die gendertheoretisch fundierte Kritik an psychologischen Forschungsbefunden untersuchen. Ein Interview mit der amerikanischen Soziologin und Genderforscherin Sarah Fenstermaker über die Geschichte und die Zukunftsperspektiven der Gender Studies und zwei Rezensionen zu neuen soziologischen Familienforschungen runden diese Ausgabe ab.

Zu den Beiträgen

Charlotte Müller plädiert mit ihrem Beitrag „Harriet Martineau (1802-1876): Zu Theorie und Praxis empirischer Sozialforschung“ in überzeugender Weise dafür, Harriet Martineau in den Kanon der ‚großen Soziologen‘ aufzunehmen, in dem bislang ausschließlich die männlichen Kollegen Martineaus zu finden sind. Charlotte Müller schreibt damit die Auseinandersetzung mit kanonisierten Wissensbeständen und die feministische Tradition einer notwendigen Erweiterung vorherrschender sozialwissenschaftlicher Diskurse eindrücklich fort. Die Autorin stellt die biographischen Eckdaten und das Lebenswerk Martineaus ebenso ausführlich dar wie Martineaus methodologische Überlegungen, die sie als Wissenschaftlerin in besonderer Weise auszeichnen: Auf langen Reisen in für sie fremde Kulturen erkennt Harriet Martineau insbesondere, inwiefern Kultur sich an den Dingen – mithin empirisch – zeigt. Sie verfasst über ihre Erkenntnisse einschlägige Schriften. Diese Schriften gehören, wie die Ausführungen von Charlotte Müller zeigen, zweifellos in den soziologischen Kanon.

Die Sportsoziologinnen **Karin Tschirren**, **Yvonne Weigelt-Schlesinger** und **Sandra Günter** widmen sich in ihrem Beitrag „Körper im Kulturkonflikt. Zur Vermittlung und Aushandlung von Normen und Werten in Schwimmkursen für Frauen mit Migrationshintergrund“ der Frage, inwiefern Schwimmkurse zur Integration von Frauen mit Migrationshintergrund in der deutschsprachigen Schweiz beitragen. Anhand von neuen empirischen Daten beleuchten die Autorinnen beispielhaft den wechselseitigen Prozess kultureller Anpassung und Integration. Sie kommen dabei zu dem Ergebnis einer Destabilisierung stereotyper binärer Differenzierung und politisch intendierter hegemonialer Normierung. Integration kann mithin nicht als einseitiger passiver Anpassungsprozess an bestehende kulturelle Regeln verstanden werden. Vielmehr bietet die Heterogenität von kulturellen Wertvorstellungen zugleich die Chance auf einen offenen gegenseitigen Aushandlungsprozess.

Die These, dass das entwicklungspsychologisch einflussreiche Konzept der Resilienz aus einer genderbezogenen Perspektive nicht uneingeschränkt positiv zu bewerten ist, entwickelt **Ulrich Bröckling** in seinem Beitrag „Gut angepasst? Belastbar? Widerstandsfähig? – Resilienz und Geschlecht“. In seiner wissenschafts- und gesellschaftskritischen Argumentation nimmt der Autor allerdings nicht nur auf genderbezogene Aspekte Bezug, sondern auch darauf, dass das Konstrukt *Resilienz* im Kontext neoliberaler und individualisierender gesellschaftlicher Entwicklungen kritisch zu hinterfragen ist. Das psychologische Konstrukt eines geschlechtlich weitgehend indifferenten resilienten Selbst gründet Ulrich Bröckling zufolge auf einem inhaltlich sinnentleerten Kosten-Nutzen-Kalkül. Mit dieser Kritik akzentuiert er auch eine über die aktuelle psychologische Forschung hinausgehende Perspektive.

Die interdisziplinär zusammengesetzte **Arbeitsgruppe Queer Science and Technology Studies**, der Daniela Freitag, Birgit Hofstätter, Anita Thaler, Julian Anslinger, Susanne Kink, Lisa Scheer, Jenny Schlager wie auch Magdalena Wicher angehören, widmet ihren Beitrag „Geschlechterwissen in der Hirnforschung: ein queerer Blick aus den Science and Technology Studies“

einer grundlegenden Kritik an der Fortschreibung der Geschlechterbinarität in der psychologischen Hirnforschung. Anhand der Studien der Arbeitsgruppe um Elisabeth Weiss und der weithin rezipierten Untersuchungen von Helmuth Nyborg zeigen die Autor_innen dieses Beitrags exemplarisch den heteronormativen Bias psychologischer Studien auf. Die unreflektierte Annahme bestehender Geschlechterdifferenz führt demnach zu einer fortgesetzten Reifizierung der zweigeschlechtlichen Ordnungsstruktur – und damit zur Nichtwahrnehmung von Uneindeutigkeiten und Widersprüchlichkeiten.

Über die Texte zu verschiedenen Fragestellungen der Gender Studies hinaus legen Stephanie Bethmann und Nina Degele ein englischsprachiges Interview mit **Sarah Fenstermaker** vor. Die angloamerikanische Genderforscherin gibt darin Einblick in die Ursprünge der Gender Studies, die aus ihrer Sicht mit dem von West/Zimmermann bereits Ende der 1970er Jahre verfassten und erst 1987 veröffentlichten Beitrag „Doing Gender“ verknüpft sind. Sie legt zudem dar, wie ihre eigenen theoretischen Arbeiten zu verstehen sind und was die Gender Studies insgesamt kennzeichnet. Insbesondere führt Sarah Fenstermaker aus, wie das Konzept „Doing Difference“ (West/Fenstermaker 1995) neue Impulse für die Gender Studies gesetzt hat, die sie nun rückblickend problematisiert. Abschließend beschreibt Sarah Fenstermaker ihre aktuellen Forschungsarbeiten.

Schließlich nimmt die vorliegende Ausgabe zwei Rezensionen zu Neuererscheinungen von Nina Wehner und von Michaela Holdenried/Weertje Willms auf. Beide Werke befassen sich mit Familienkonstellationen in besonderen Lebensphasen. Die Studie von Nina Wehner, die **Diana Baumgarten** rezensiert, fokussiert die Frage, wie Studierende ihr Studium und eine Familiengründungsphase vereinbaren können. Der Sammelband von Holdenried/Willms, den **Hamid Reza Yousefi** bespricht, thematisiert interkulturelle Familienkonzepte und -konstellationen.

Insgesamt vermitteln die vorliegenden Beiträge einen exemplarischen Einblick in die Bandbreite von gender- und queerbezogenen Forschungsinteressen. Zugleich macht die aktuelle Ausgabe der *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien* darauf aufmerksam, dass die Anlage interdisziplinärer Verhandlungen gender- und queertheoretisch fundierter Fragestellungen immer noch problematisch beziehungsweise (über-)komplex ist. Und dennoch: Die gendertheoretisch fundierten Bearbeitungen der fundamental unterschiedlichen Themen dieser Ausgabe zeigen einmal mehr, was gender- und queerkritische Analysen an Mehrwert zu leisten vermögen. Die offenbare Vielfalt und Komplexität der Forschungsschwerpunkte, die in den Gender Studies behandelt werden, lassen die Gender Studies – aus unserer Sicht jedenfalls – weiterhin als ein attraktives und produktives Feld für Forschung und Lehre erscheinen.

8 Elke Gramespacher/Beate Rosenzweig

Korrespondenzadressen/correspondence addresses

Prof. Dr. Elke Gramespacher
Fachhochschule Nordwestschweiz
Pädagogische Hochschule n | w, Institut Vorschul-/Unterstufe
Baslerstrasse 43/45, CH-5201 Brugg

elke.gramespacher@fhnw.ch

Dr. Beate Rosenzweig
Seminar für Wissenschaftliche Politik
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
Rempartstraße 15, 79085 Freiburg

beate.rosenzweig@politik.uni-freiburg.de

Anmerkungen

- 1 Um der Komplexität, die interdisziplinäre Forschung und Lehre in den Gender Studies mit sich bringt, konstruktiv begegnen zu können, wurde das Profil der Freiburger Gender Studies von Beginn an kooperativ gestaltet vom Institut für Soziologie und dem Institut für Informatik und Gesellschaft, an das von 2002 bis 2009 das vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg geförderte Kompetenzforum [gin] Genderforschung in Informatik und Naturwissenschaften angegliedert war. Das Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG) koordiniert deren gemeinsame Aktivitäten.
- 2 Auch die im Workshop „Herausgeben, begutachten & publizieren – Zur Bedeutung von peer-review Journals in

den deutschsprachigen Gender Studies“ (11. Arbeitstagung der Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum, Frankfurt/M. 14.2.2013) geführte Diskussion hat gezeigt: Es ist eines der grundlegenden Probleme der Fachzeitschriften für Gender Studies, Autor_innen und (Gast-)Herausgeber_innen für interdisziplinäre gendertheoretisch fundierte Themen zu gewinnen. Gleichwohl übernehmen Fachzeitschriften der Gender Studies mit der produktiven Bearbeitung dieses Problem es eine wichtige Funktion: Sie machen (inter-)disziplinär geteiltes Wissen transparent und tragen auf diese Weise dazu bei, dass die Geschlechterforschung sich selbst ihrer grundlegenden Interdisziplinarität versichern kann.

Literatur

- Klassen, Janina (2012): Musik und Genderdiskurs. Einleitung – Der ‚Pinkeffekt‘. Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien 18,1, S. 7-21.
- West, Candace/Fenstermaker, Sarah (1995): Doing difference. Gender & Society 9,1, S. 8-37.
- West, Candace/Zimmermann, Don H. (1987): Doing gender. Gender & Society 1, 2, S. 125-151.

Charlotte Müller

Harriet Martineau (1802-1876)

Zu Theorie und Praxis empirischer Sozialforschung

Zusammenfassung: Vorgestellt wird die Intellektuelle Harriet Martineau (1802-1876), die sich in etwa zeitgleich mit den so genannten Gründervätern der Soziologie (Auguste Comte (1798-1857), John Stuart Mill (1806-1873), Karl Marx (1818-1883), Herbert Spencer (1820-1903)) mit den Folgen der (früh)kapitalistischen Entwicklung auf die gesellschaftliche Verfasstheit auseinandergesetzt hat. Dabei erweist sie sich als eine prominente Denkerin und Wissenschaftlerin der Moderne, deren theoriegeleiteten methodischen Überlegungen auch heute noch ausgesprochen interessant sind und deren empirische Befunde nach wie vor Aufmerksamkeit einfordern sollten. An zwei Fallbeispielen wird der genuin soziologische Beitrag von Harriet Martineau ausgeleuchtet: ihre erkenntnistheoretisch fundierte, methodische Begründung einer Sozialwissenschaft, die erstmals ein umfassendes Forschungsprogramm in der Ausdeutung sozialer und kultureller Differenzen formuliert, sowie eine empirisch gestützte Analyse des Geschlechterverhältnisses in der amerikanischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts.

Schlagwörter: Geschichte der Soziologie, Kanonisierung, Geschlechtersoziologie, empirische Sozialforschung, Harriet Martineau.

Harriet Martineau (1802-1876) – Empirical Social Research in Theory and Practice

Abstract: The article sketches the work of the British intellectual Harriet Martineau (1802-1876). As a contemporary of the so-called founding fathers of sociology – Auguste Comte (1798-1857), John Stuart Mill (1806-1873), Karl Marx (1818-1883), Herbert Spencer (1820-1903) –, Martineau wrote a large number of remarkable studies that focused the consequences which capitalism was bringing to the social condition. Today, her careful and theoretically founded considerations are still of interest. As a widely recognized author and modern thinker, Martineau carried out empirical studies based on her discrete reflections on “How to Observe Morals and Manners”. The following two examples highlight the relevance of her contributions to sociology: First of all, her epistemologically informed, methodological reflections offer an early approach to the analysis of social and cultural differences within one society as well as between different societies. Secondly, her empirically elaborated study of the relation between the sexes in early 19th century US-American society points towards the relevance of gender as a category for social research.

Keywords: history of sociology, canonization, sociology of gender, empirical social research, Harriet Martineau.

Kanonisierung des Fachs und disziplinäre Vergesslichkeit – ein Problemaufriss

Jeder zeitgenössische Soziologe mit Anspruch auf soziologische Bildung hat direkten und wiederholten Kontakt mit den Werken der Gründer gehabt: Comte, Marx und Spencer, Durkheim, Weber, Simmel [...] und dem Rest in der kurzen Liste begabter Männer, die der heutigen Soziologie ihren unauslöschlichen Stempel aufgedrückt haben. Da ich – bevor ich noch eine Begründung dafür gefunden hatte – schon seit langem dagegen war, den Kontakt mit den Klassikern zu verlieren, und da ich in gewissem Sinn immer noch dagegen bin, sollte es Grund genug geben, über ihr Wesen und ihre Quellen nachzudenken. (Merton 1981 [1967]: 50)

Robert K. Merton hat es sich mit seiner „kurzen Liste“ der Gründerväter einfach gemacht: Frauen tauchen auf ihr schlichtweg nicht auf. Dies ist nicht argloser Vergesslichkeit geschuldet, sondern ist als Ausdruck für ein disziplinäres Selbstverständnis zu lesen, das in seinem Denken über die Konstituierungsbedingungen und Wirkungsweisen des Sozialen scheinbar geschlechterneutral vorgeht. De facto unterliegen ihm aber geschlechtertheoretische Annahmen. Die ernsthafte Berücksichtigung der Geschlechterfrage als zentraler analytischer Gesellschaftskategorie – und nicht als ein weiteres additiv herbeizuziehendes Merkmal – hat und hätte nicht nur Auswirkungen auf die Erkenntnis des Sozialen, sondern würde eine Änderung des soziologischen Kanons bewirken (Witz/Marshall 2004: 19ff.).

Das vorherrschende Narrativ über die Entstehung der Soziologie kann vereinfachend folgendermaßen zusammengefasst werden: Auch wenn die ‚Gründungsgeschichte‘ der europäischen Soziologie in ihren Referenzsystemen auf nationalstaatlichen Besonderheiten beruht, vollzieht sie sich bis zu ihrer erfolgreichen Etablierung und Institutionalisierung in zwei Phasen: Die Leistung der eigentlichen Gründerväter (i. d. R. Comte (1798-1857), Marx (1818-1883), Spencer (1820-1903), gelegentlich auch: Alexis de Tocqueville (1805-1859) sowie John Stuart Mill (1806-1873)) besteht darin, das ‚Feld des Sozialen‘, also den Untersuchungsgegenstand und seine Dimensionen zu benennen, die Möglichkeiten einer Gesellschaftswissenschaft auszuloten und eine allgemeine Kartografie des sozialen Lebens zu entwerfen. In dieser Lesart bleibt es einer zweiten Generation von Soziologen (i. d. R. Durkheim (1858-1917), Simmel (1858-1918) und Weber (1864-1920)) überlassen, die disziplinären Rahmenbedingungen des Feldes ‚Gesellschaft‘ zu formulieren und Methodologie wie auch Methoden der neuen Wissenschaft von der Gesellschaft auszuarbeiten (Lengermann/Niebrugge 2003: 75).

Dabei wird vollständig übersehen, dass sich mit der Engländerin Harriet Martineau (1802-1876) und der Französin Jenny P. d'Héricourt (1809-1875) zwei Zeitgenossinnen der Gründergeneration zu Wort melden, die sich mit dem vorherrschenden Diskurs kritisch auseinandersetzen und – im Falle von Harriet Martineau – ein eigenständiges, theoriegeleitetes Forschungsprogramm entwerfen und in empirischer Feldforschung umsetzen: Bereits 1838 – also 60 Jahre vor Émile Durkheims „Regeln der soziologischen Methode – publiziert Martineau

ein ausgefeiltes Kompendium unter dem Titel „How to Observe. Morals and Manners“, in dem sie ausführlich reflektiert, aus welcher Position und Disposition heraus Forschende Gesellschaften analysieren und welche Manifestationen gesellschaftlicher Wirklichkeit sie dabei untersuchen sollen, um die ethischen Grundlagen und Handlungsdispositionen von Menschen in unterschiedlichen Gesellschaften zu verstehen. Ihre Überlegungen zu systematischer Beobachtung setzt sie auch in der Praxis um, etwa in ihrer 1837 publizierten Studie „Society in America“ (Arni/Müller 2004: 71ff.).

Auch wenn sowohl im deutsch- als auch im englischsprachigen Raum unterdessen ernsthaft versucht wird, den Kreis der ‚Klassiker‘ um deren zeitgenössische Autorinnen zu erweitern (z.B. Honegger/Wobbe 1998; Spender 1983; Romano 2002; Ritzer/Stepnisky 2011), ist Martineau – zumindest im deutschsprachigen Raum – noch längst nicht im Olymp der Disziplin angekommen. Dass ihr Werk heutzutage überhaupt wieder zugänglich ist, ist nicht zuletzt der engagierten Forschungsgruppe um Michael R. Hill, Susan Hoecker-Drysdale sowie Deborah Logan zu verdanken.

Martineau war eine prominente Denkerin und Wissenschaftlerin der Moderne, deren theoretisch-methodische Überlegungen und empirischen Befunde auch heute noch ausgesprochen interessant sind. Nach einer kurzen biografischen Skizze wird exemplarisch dargelegt, wie Martineau ihr Forschungsprogramm systematisch begründet (Martineau 1838a) und es empirisch z.B. in der Frage des Geschlechterverhältnisses (Martineau 1837) umgesetzt hat.

Werkbiografische Anmerkungen zu Martineau

Authorship has never been with me a matter of choice. I have not done it for amusement, or for money, or for fame, or of any reason but because I could not help it. Things were pressing to be said; and there was more or less evidence that I was the person to say them. (Martineau 1877, I: 188)

„Dinge“ müssen beim Namen genannt werden, und die Person, die sie zu benennen hat, ist – im eigenen Selbstverständnis – Harriet Martineau: Für sie war Schreiben Passion und Profession zugleich. Als Dreißigjährige hatte sie sich als beachtete und ausgesprochen produktive Schriftstellerin etabliert, die von den Einkünften aus ihren Publikationen komfortabel leben konnte. Als sie 1876 an ihrem Wohnsitz in Ambleside, im nordenglischen Lake District, stirbt, hinterlässt sie ein umfangreiches Œuvre: über 70 Monografien und Hunderte von Aufsätzen bzw. Leitartikeln.¹

Zu ihrer Zeit war sie eine bekannte und respektierte Persönlichkeit des öffentlichen Lebens: Ihre eloquent verfassten Analysen zu grundlegenden Fragen gesellschaftlichen Lebens und Stellungnahmen zu tagespolitischen Ereignissen begründeten ihr Ansehen, die klaren Botschaften und alltagspraktische Anschaulichkeit ihrer Schriften bescherten ihr eine umfangreiche Leser/innen-schaft, der immer mitschwingende moralische Duktus ihrer Abhandlungen pro-

vozierte allerdings auch bissige Kommentare. Beeindruckend ist der enorme Umfang ihrer publizierten Hinterlassenschaft wie auch die immense Bandbreite der von ihr behandelten Themen. Es finden sich Schriften zur Politischen Ökonomie, zu Bildungs- und Erziehungsfragen, zu normativ-ethisch-religiösen Grundfragen – teils verpackt in Kinder- und Jugendliteratur, teils formuliert in Romanen für Erwachsene –, bis hin zu expliziten Sozialreportagen und Gesellschaftsanalysen auf Mikro- und Makroebene. In den zuletzt genannten Beiträgen finden sich jene Pionierstudien theoretischen, methodischen und empirischen Gehaltes, die heute als Soziologie bezeichnet würden. Vielleicht ist es diese Mannigfaltigkeit des Œuvres, die ihre disziplinäre Zuordnung so erschwert und es deshalb begünstigt hat, sie so schnell dem Vergessen anheimzustellen.

Über die Person Martineau ist im Wesentlichen nur das bekannt, was sie selbst der Nachwelt überliefern wollte: Als sie, die von früher Kindheit an über eine relativ schwache Konstitution verfügt, einen erneuten schweren Krankheitsschub erfährt, verfasst sie 1854/55 im Alter von 52/53 Jahren ihre Autobiografie und den zu publizierenden Nachruf.² Die Autobiografie erscheint dann allerdings erst posthum 1877.

Auf hunderten von Seiten schildert sie detailliert – unter Einschluss zahlreicher rekonstruierter Dialoge mit verschiedenen für ihr Leben bedeutsamen Menschen – ihre Lebensgeschichte. Im Vordergrund stehen dabei jedoch ihr Werk und dessen Entstehungsgeschichte. Mit dem Verfassen ihrer Autobiografie ging es ihr vor allem um zweierlei: ihre Abkehr von einer religiösen Orthodoxie zu erklären und das von ihr in der Öffentlichkeit vorherrschende Bild zu korrigieren.

Harriet Martineau wird am 12. Juni 1802 in Norwich als sechstes von acht Kindern einer alteingesessenen, relativ wohlhabenden Familie geboren. Der Vater sorgt als Textilfabrikant bis zu seinem Tod 1826 für ein komfortables Familieneinkommen. In Martineaus Kindheit und Jugend gilt Norwich als kulturelles und intellektuelles Zentrum für die aufstrebenden Mittelklassen. Als junge Erwachsene muss Martineau jedoch miterleben, wie die wichtigen Textilindustrien Norwichts in der Folge der napoleonischen Kriege und ökonomischer Depression keine selbstverständlichen Sicherheiten mehr bieten. Die Textilfabrik der Familie muss Bankrott erklären. Die zunehmende Zahl arbeitsloser Weber/innen und anderer Fabrikarbeiter/innen führen zu Streiks und Kämpfen, die Martineau für die soziale Frage sensibilisieren.

Bis die Familie aufgrund der ökonomischen Krise ihren Wohlstand quasi über Nacht verliert, erlebt die junge Martineau ihre Kindheit und Jugend voller Widersprüche und Widerstände. Einerseits stehen ihre Eltern für eine liberale protestantische Kultur, in der Töchter nicht auf die Unterweisung in ‚weiblichen Tugenden‘ in Haus- und Handarbeit reduziert, sondern einem den Brüdern vergleichbaren Bildungsprogramm unterzogen werden. Andererseits versetzt sie die labile Gesundheit – eine nicht diagnostizierte, progressive Schwerhörigkeit, die die junge Harriet als eigen- wenn nicht gar starrsinnig erscheinen lässt, sowie eine nicht erkannte Störung ihres Geschmackssinns – in eine von mangelndem Selbstvertrauen getragene Außenseiterposition. Da ihr in dieser

Konstellation der durch die älteren Geschwister erteilte Hausunterricht zur reinen Tortur wird, flüchtet sich das heranwachsende Mädchen in umfassende autodidaktische Studien. Deren Ergebnisse in Aufsatzlänge veröffentlicht sie ab 1823 zunächst anonym („by a lady“), 1828 folgen ihre ersten Schriften in Buchlänge (Martineau 1828a; Martineau 1828b).

Martineaus Professionalisierung als Autorin und die Herausbildung eines genuin soziologischen Blicks entwickeln sich über rund 15 Jahre. Im Alter zwischen 20 und 30 Jahren publiziert sie quasi als Fingerübungen ethische Schriften und religionskritische Aufsätze, die vor allem im „Monthly Repository“ abgedruckt werden, einem zentralen Publikationsorgan der Unitarier, für das auch Zeitgenossen wie James Stuart Mill, Harriet Taylor oder ihr Bruder James Martineau Diskussionsbeiträge verfassen.

Die publizistischen Erfolge ermutigen sie, das Schreiben als Nebenerwerbstätigkeit aufzugeben und – trotz persönlicher Schicksalsschläge (fortschreitender Gehörverlust, Todesfälle in Familie und nahem Freundeskreis) – ihrer ‚Berufung‘ als Autorin zu folgen. In den anschließenden zwei Jahren (1832-34) verfasst sie „little eight penny stories“, Kurzgeschichten oder Novellen also, die die Wirkungsweise der Politischen Ökonomie einer breiten Bevölkerungsschicht, der Mittel- und der Arbeiterklasse, vertraut machen soll. Darin ist sie nicht genuin originell. Bereits 1816 (in deutscher Übersetzung: 1820) hatte die in London lebende Schweizerin Jane Marcet einen dialogisch komponierten Erzählband „Conversations on Political Economy“ veröffentlicht (Marcet 1820). Auch Marcet geht es um die Aufklärung breiter Bevölkerungsschichten. Martineau setzt das vergleichbare Anliegen in Form von Kurzgeschichten um: Statt eines fiktiven Dialogs zwischen Mutter und Tochter zu dem gesamten Themenspektrum Politischer Ökonomie, verfasst Martineau „little eight penny stories“, die jeweils für sich genommen ein Themengebiet der Politischen Ökonomie abhandeln. War Marcet als Autorin bereits einigermaßen erfolgreich, wird Martineau sie exponentiell überragen. Die Themen und Grundaussagen der Nationalökonomie verpackt Martineau in didaktisch aufbereitete Kurzgeschichten, die die aktuellen ökonomischen und sozialen Debatten der Zeit aufgreifen. In den Abhandlungen folgt sie den Themenfeldern v.a. des Lehrbuchs von James Mill: Produktion, Distribution, Tausch und Konsumtion (Mill 1821).

Zunächst kann sie keinen Herausgeber für ihr Projekt begeistern; als sie schließlich einen Verleger findet, diktiert dieser ihr harsche Konditionen: Sie muss für die beiden geplanten Bände 500 Subskriptionen nachweisen, bevor die „Illustrations of Political Economy“ in Druck gehen können. Trotz Skepsis etlicher prominenter Zeitgenossen – so war z.B. James Mill der Auffassung, ihre Novellen könnten niemals erfolgreich sein (Martineau 1877, II: 1f.) – macht sie sich auf die Suche nach Subskribent/innen. Sie schreibt z.B. alle Parlamentarier an und offeriert ihnen ihr künftiges Werk. Und sie ist hierbei erfolgreich. Als die „Illustrations of Political Economy“ im Dezember 1831 endlich erscheinen, werden sie ein durchschlagender Erfolg. Die erste Auflage – 1500 Stück – ist im Februar 1832 ausverkauft. Wiederabdrucke und Neuauflagen finden reißenden Absatz: 1834 werden ca. 10.000 Exemplare pro Monat verkauft und übertreffen in der Auflage selbst die Novellen von Charles Dickens. Der Erfolg veranlasst

sie, nicht vierteljährlich, sondern monatlich eine weitere „Illustration“ zu veröffentlichen. Schlussendlich umfassen diese innerhalb von zwei Jahren geschriebenen Kurzgeschichten Politischer Ökonomie neun Bände mit jeweils drei Kurzgeschichten von jeweils durchschnittlich 139 Seiten, insgesamt verfasst sie innerhalb von zwei Jahren rund 3500 Seiten (Hoecker-Drysdale 1992: 73f.).³

An die kräftezehrende Zeit bei der Ausarbeitung der „Illustrations of Political Economy“ schließt Martineau eine Auszeit an. 1834 schiffte sie sich in Richtung Amerika ein. Die nun folgende Phase, die die nächsten rund 15 Jahre umfasst, ist die aus soziologischer Perspektive ertragreichste ihres Schaffens. Martineaus Absicht ist es, einige Monate in den Vereinigten Staaten zu verbringen. Auf der Überfahrt beginnt sie auf Anregung eines Freundes, der eine wissenschaftliche Enzyklopädie zu Kernfragen verschiedener Disziplinen („How to Observe“) herauszugeben gedenkt, ihre Überlegungen zu „How To Observe. Morals and Manners“ zusammenzutragen. Bei ihrer Ankunft ist die Schrift entworfen. Sie verbringt fast zwei Jahre in der ‚Neuen Welt‘, verfasst dabei eine Gesellschaftsanalyse auf Basis ihrer auf der Reise formulierten Gedanken. Nach ihrer Rückkehr publiziert sie ihre Beobachtungen in der Schrift „Society in America“ (Martineau 1837) und im darauffolgenden Jahr in einer gekürzten, popularisierten Version als „Retrospect of Western Travel“ (Martineau 1838b). Im selben Jahr publiziert sie „How To Observe. Morals and Manners“ (Martineau 1838a). 1846 macht sich Martineau erneut auf die Reise, dieses Mal in den Orient, nach Ägypten. Das Ergebnis ihrer *dichten Beschreibungen* legt sie zwei Jahre später in einer historisch-soziologisch inspirierten Studie unter dem Titel „Eastern Life. Present and Past“ (Martineau 1848) vor.

1851 entschließt sich Martineau, den „Cours de philosophie positive“ von Auguste Comte ins Englische zu übertragen. Sie hat dabei die Absicht, eine Popularisierung seiner Kerngedanken herbeizuführen und damit wiederum auch zur Aufklärung breiter Bevölkerungsschichten beizutragen. Das Traktat Comtes scheint ihr wertvolle Antworten auf die Bedingungen und Gesetzmäßigkeiten gesellschaftlicher Entwicklung zu geben und zugleich systematisch eine wissenschaftliche Grundlegung der Gesellschaftsanalyse zu entfalten (Martineau 1853: VII). Allerdings erscheint ihr das Original zu langfädig, überladen und unstrukturiert. Um eine höhere Akzeptanz in der englischen Öffentlichkeit zu erzielen, entscheidet sie sich, das Original auf zwei Bände zu kürzen und damit in seinem Aussagegehalt zu verdichten (Martineau 1853: VI).

Diese ‚kondensierte‘ Übersetzung stellt für Comte einen solchen Erfolg dar, dass er Martineaus Ausgabe als Grundlage für die Neuauflagen in der französischen Sprache nutzt (Petzold 1941: 43). Nach der Veröffentlichung in England bricht Comte in wahre Begeisterungstürme aus: Er preist die subtilen Verdichtungen Martineaus und verspricht ihr zumindest immaterielle Gewinne. Er sei sicher, dass ihr Name auf ewig mit dem seinen verbunden bleibe, da es ihr gelungen sei, seine zentralen Gedanken mit umsichtiger und einmaliger Klarheit zum Ausdruck gebracht zu haben (Comte, cit. Hill 1989: xlvii).

Harriet Martineau stirbt am 27. Juni 1876. In ihrer Heimatstadt Norwich, einer Stadt, in der die Geschichte, die Traditionen und ihre Repräsentanten

(und Repräsentantinnen) an allen Ecken und Enden lebendig scheinen, erinnert nichts mehr an sie. An ihrem Elternhaus in der Magdalen Street findet sich lediglich eine Gedenktafel mit der Mitteilung: „James Martineau (1805-1900), Unitarian philosopher and teacher was born in this house and spent his boyhood here.“ James, dem Lieblingsbruder von Harriet, wird hier gedacht. Monsieur Comte hat sich wohl geirrt. Harriet Martineau – vergessen, verkannt, ausgegrenzt?

Ein soziologisches Programm

A person who takes for granted that there is an universal Moral Sense among men [...] cannot reasonably explain how it was that those men were once esteemed the most virtuous who killed the most enemies in battle, while now it is considered far more noble to save life than to destroy it. [...] And with regard to the present age, it must puzzle men who suppose all ought to think alike on moral subjects, that there are parts of the world where mothers believe it a duty to drown their children, and that eastern potentates openly deride the king of England for having only one wife instead of one hundred. The observer who sets out with a more philosophical belief, not only escapes the affliction of seeing sin wherever he sees differences, [...] but [...] preserves his calmness, his hope, his sympathy; and is thus far better fitted to perceive, understand, and report upon the morals and manners of the people he visits. (Martineau 1838a: 34)

Abrams (1972) verortet die Denktraditionen, aus denen sich die britische Soziologie entfaltet hat, in drei Diskurssträngen: der Politischen Ökonomie, der sozialen Evolution sowie einer ‚sozialpädagogischen‘ Bildungsvorstellung („ameliorism“), einem Programm, das die Lösung sozialer Probleme durch Aufklärung und Kultivierung der Individuen in den Blick nimmt. Martineau ist in allen diesen Denkweisen beheimatet. Ihre „little eight penny stories“ zur Politischen Ökonomie zielen auf Aufklärung breiter Bevölkerungskreise, die nur über ein tieferes Verständnis der Bewegungsgesetze kapitalistischer Entwicklung die Errungenschaften einer post-feudalen Gesellschaft werden würdigen können. In ihren Novellen zur Politischen Ökonomie finden sich im Prinzip alle drei Pfeiler des britischen Diskurses des frühen 19. Jahrhunderts wieder.

Mit einer ihrer zentralen Überlegungen markiert Martineau jedoch einen deutlichen Gegensatz zu ihren Zeitgenossen: Für sie finden alle gesellschaftlichen Ungleichheitsverhältnisse, die sich aus der Zugehörigkeit zu Klasse, Geschlecht oder Ethnie ergeben, ihre Begründung in den „circumstances“ der Individuen, also den sozialen Verhältnissen, und keinesfalls in wie auch immer gearteten psycho-physischen, biologisch determinierten Dispositionen. Das Beharren ihrer Zeitgenossen auf der ‚Allmacht der natürlichen Anlagen‘ kritisiert sie mit klaren Worten als spekulativ, da gegen Aufklärung und Fortschritt gerichtet und durch die stereotypisierende Wirkung als ideologisches Instrument zur Sicherstellung patriarchaler Herrschaft.

Über die Beobachtung von Sitten und Gebräuchen – Ein Forschungsprogramm

Bisher haben sich die Soziologen nur wenig damit befasst, die von ihnen zur Untersuchung der sozialen Phänomene angewendete Methode zu charakterisieren und zu definieren. So nimmt in dem großen Werke Spencers das Problem der Methode keinen Platz ein; [...] Richtig ist, dass Mill diese Frage ziemlich ausführlich behandelt hat; doch hat er weiter nichts getan, als die Ausführungen Comtes durch das Sieb seiner Dialektik passieren zu lassen, ohne etwas eigentlich Persönliches hinzuzufügen. Ein Kapitel des ‚Cours de philosophie positive‘ ist also beinahe die einzige originelle und bedeutende Abhandlung, die wir darüber besitzen. (Durkheim 1995: 103)

Es ist nicht zu vermuten, dass Durkheim mit der Formulierung „beinahe die einzige“ insgeheim auf Martineaus „Abhandlung“ hinweisen wollte. In seinen rund 60 Jahre nach Martineaus Publikation „How to Observe Morals and Manners“ erschienenen „Regeln der soziologischen Methode“ findet sich keine Spur zu ihr. Und doch gibt es zahlreiche Gemeinsamkeiten zwischen beiden, wie z.B. in der Begrenzung des Untersuchungsgegenstands, in der Fokussierung auf soziale Tatsachen als zentrale Erkenntnisquelle oder in der Bezeichnung relevanter Untersuchungsfelder (Lengermann/Niebrugge 2003).

Die durchaus „originelle und bedeutende Abhandlung“ Martineaus zielt auf die Klärung der Frage, wie sich die Differenzen innerhalb einer Gesellschaft wie auch zwischen verschiedenen Gesellschaften erfassen, die Befunde interpretieren und in eine ethnografisch „dichte Beschreibung“ (Geertz 2003) überführen lassen. Indem sie ihren Blick auf (klassen- und geschlechterspezifische wie auch ethnische) Differenzen und daraus resultierende soziale Ungleichheiten richtet, werden verschiedenartige Unterdrückungsmechanismen sowohl im historischen, im territorialstaatlichen als auch im transnationalen Vergleich sichtbar. In ihrer Sichtweise lassen sich der Kultivierungsgrad und die Verhältnisse jeder Gesellschaft über die Beziehungen und Interaktionsmuster der Menschen bestimmen. Wie sich die sozialen Verhältnisse jedoch konkret gestalten, hängt ab von den herrschenden ethisch-moralischen Grundlagen (den „morals“) und den daraus resultierenden Handlungsorientierungen und Verhaltensweisen (den „manners“). Und umgekehrt lassen sich nur von den konkreten Manifestationen des Brauchtums Rückschlüsse über die Ausgestaltung der Wertbindungen einer Gesellschaft ziehen.

Über die gesamte Schrift hinweg entfaltet Martineau ihre Vorstellungen gesellschaftlicher Entwicklung, die quasi in einem evolutionären, teleologischen Prozess von einer archaischen (z.B. „barbarous countries“, Martineau 1838a: 104) zu einer ‚idealen‘ (z.B. „most advanced nations“, Martineau 1838a: 210) Gesellschaft verläuft. Kennzeichen der ‚idealen Gesellschaft‘ ist ihr aufgeklärter (z.B. „a nation enlightened enough“, Martineau 1838a: 86) Zustand, der erreicht ist, wenn die Gesellschaftsmitglieder vollumfänglich sittlich verantwortlich handeln können. ‚Ideale Gesellschaften‘ sind gekennzeichnet durch eine gerechte Verteilung der materiellen Güter, eine ausgebaut und allen zugängliche öffent-

liche Bildung, Geschlechtergleichheit, eine funktionierende Selbstverwaltung sowie fortschreitende kulturelle und wissenschaftliche Entwicklungen. Da nach ihren Beobachtungen keine der zu ihrer Zeit existierenden Gesellschaften den ‚aufgeklärten‘ Zustand erreicht hat, richtet sie ihr Forschungsprogramm auf die Untersuchung von gesellschaftlichen Teilbereichen („what to observe“, Martineau 1838a: 71ff.), die noch unterschiedlich weit entfernt von dem aufgeklärten ‚Idealzustand‘ sind. Mit der Analyse des jeweils differenten Zustands könne eine Typologie des Fortschritts ausgearbeitet werden. Idealtypisch sind dabei drei Ausprägungen der moralischen Verfasstheit denkbar: triebgesteuert („licentious“), gemäßigt („moderate“) und selbstbeherrscht („ascetic“).

Interessant dabei ist, dass Martineau den hiermit verbundenen Beobachtungen ein doppeltes Konzept der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen (Bloch 1985) unterlegt. Zum einen durchlaufen nicht alle gesellschaftlichen Teilbereiche parallel dasselbe Stadium. Die jeweils errungenen moralisch-ethischen Fortschrittsprozesse in einem Bereich (z.B. in den häuslich-familialen Verhältnissen) können von denen eines anderen Bereichs (z.B. der Religion) abweichen. Und zum anderen kann sowohl ein Teilbereich innerhalb einer Gesellschaft in seinem sittlichen Zustand unterschiedliche Ausprägungen annehmen (z.B. können im Falle von Sektenbildungen die religiösen Praktiken gleichzeitig triebgesteuert bei der einen und selbstbeherrscht bei einer anderen Gruppierung ausfallen) wie auch zwischen verschiedenen Territorialstaaten die vorherrschende, gemeinsam geteilte Religion unterschiedliche Varianten aufweisen kann (z.B. in den verschiedenen Ausdrucksformen der Reformation).

Die ‚Stufen‘ moralischer Entwicklung werden nicht in eins gesetzt mit den ‚Stufen‘ des zivilisatorischen Fortschritts. Archaische Gesellschaften bauen nicht darauf auf, dass die in ihnen vorherrschenden animistischen Religionen triebgesteuert, weiter fortgeschrittene Gesellschaften nicht darauf auf, dass ihre vorherrschenden christlichen Religionen moderat wären: „Many pagans have been as moderate as any Christians; many Christians as licentious as many pagans; many Mahomedans as licentious, and many as ascetic, as any pagans or Christians“ (Martineau 1838a: 78).

Zur Umsetzung dieses Forschungsprogramms bedarf es zunächst einer Klärung der Frage, wie systematische Beobachtungen gesellschaftlicher Wirklichkeit überhaupt möglich sein können („How to observe“, Martineau 1838a: 23ff.). Zu deren Beantwortung bedarf es einer doppelten Argumentation: einerseits, welche Qualifikation Forschende benötigen, andererseits, welche Phänomene zur Erfüllung des Forschungsauftrages in den Blick genommen werden sollen.

Weil die Erscheinungsweise eines gesellschaftlichen Phänomens nicht direkt auf dessen Wesen hinweist, sondern sein Gehalt über interpretative Prozesse zu entschlüsseln ist, muss auf Seiten der Forschenden ein sorgfältiger Bildungsprozess in Gang gesetzt werden. Martineau findet im Reisenden den Prototyp des/der Forschenden, der/die sich einem dreifachen Schulungsprozess (intellektuell, forschungsethisch sowie handlungspraktisch) unterziehen muss, um nicht nur als ‚Tourist/in‘ fremde Gegenden aufzusuchen, die er oder sie dann mit der Messlatte der eigenen, unreflektierten Erfahrungen vergleicht. Die drei Elemente der Schulung sollen sicherstellen, dass Forschende nicht eigene Ste-

reotype, die Totengräber jeglicher aufgeklärter Erkenntnis, reproduzieren. Wer vorschnell verallgemeinert, so Martineau sinngemäß in ihrer Argumentation, begeht keineswegs ein ‚harmloses Kavaliersdelikt‘. Anders als Forschende im Labor, deren Fehlschlüsse durch experimentelle Überprüfungen aufgedeckt werden können (und realiter auch werden), tragen vorschnell Generalisierende zur Produktion langlebiger, nur schwer zu durchbrechender Vorurteile bei und werten mit der Durchsetzung ihres – wie man heute sagen würde – ‚eurozentristischen‘ Blicks die Menschen anderer Gesellschaften und Kulturen nachhaltig und dauerhaft ab.

Die intellektuelle Schulung („philosophical requisites“, Martineau 1838a: 23ff.) umfasst zuvorderst eine kritische Aufarbeitung der eigenen Vorstellungen und Vorurteile: Forschende müssen ihr Erkenntnisinteresse klären und einen gemeinsamen Nenner jenseits normativer Urteile über soziale und kulturelle Differenzen aus den Einzelbeobachtungen finden, der universelle Gültigkeit beanspruchen kann. Martineau macht diesen zentralen Wert aller menschlichen Gesellschaften in der Verfolgung und Aufrechterhaltung von Glück aus, das auf einer Vielzahl von Wegen in unterschiedlichen Gesellschaften erreicht werden kann (Martineau 1838a: 25).

Forschungsreisende müssen identifizieren, worin das Gerechtigkeitsempfinden wurzelt. Was als richtig und was als falsch beurteilt wird, habe unmittelbaren Einfluss auf die Realisierungschancen individuellen wie auch kollektiven Glücks. Dabei zeige sich sowohl im historischen Vergleich als auch in interkultureller Perspektive, dass die Vorstellungen von Gerechtigkeit Ergebnis sozialer Erfahrungen (und somit nicht naturwüchsig determiniert) seien (Martineau 1838a: 34ff.). Die intellektuelle Schulung zielt also darauf ab, ein fundamentales universelles Prinzip („Glück“) zu erkennen und auch anzuerkennen. Die Vorstellungen jedoch, wie dieses zu realisieren sei, hängen ab von den je unterschiedlichen sozialen und kulturellen Praktiken der verschiedenen Gesellschaften.

Die forschungsethische Schulung („moral requisites“, Martineau 1838a: 51ff.) bezieht sich auf soziale Grundhaltungen des Forschungsreisenden, vor allem auf die Ausbildung einer ausgeprägten Empathiefähigkeit.

Als dritte Basisqualifikation müssen Forschungsreisende sich ein Repertoire an Techniken erarbeiten („mechanical requisites“, Martineau 1838a: 61ff.), um systematisch sammeln und interpretieren zu können. Tatsachen, sorgfältig dokumentiert in z.B. Feldtagebüchern, gestatten eine Bestandsaufnahme der Verhaltensweisen („manners“). Die Dokumentation von Verhaltensweisen ist jedoch niemals das einzige Ziel der Forschenden, da Verhaltensweisen nur die Oberfläche darstellen, nur Manifestationen der tieferen Moral einer Gesellschaft sind. Weil Martineau sich die Aufgabe stellt, den moralischen Zustand von Gesellschaften als Ganzes zu beurteilen, und weil dieses Urteil entscheidend von den empirisch gewonnenen Tatsachen abhängt, wird die Qualität der Beobachtungsdaten außerordentlich wichtig. Martineau betont diesen Punkt wiederholt nachdrücklich: Beobachtungen müssen repräsentativ sein. Verzerrungen sind zu vermeiden. Alle institutionalisierten Muster müssen beobachtet werden an allen Orten, in allen Klassen, zwischen den Geschlechtern und innerhalb von

Ethnien. Alle verfügbaren ‚sozialen Tatsachen‘ sind sorgfältig zu registrieren und zu dokumentieren.

Nach diesen methodologischen Grundsatzklärungen stellt sich die Frage, welche Themenfelder zu untersuchen sind, um den sittlichen Zustand einer Gesellschaft diagnostizieren zu können. Martineau rät den Forschenden, sich auf die Beobachtung von ‚Dingen‘ zu konzentrieren, worunter sie z.B. physische Kunstwerke, offizielle Register, institutionelle Manifestationen und soziale Organisationen versteht. „The grand secret of wise inquiry into Morals and Manner is to begin with the study of THINGS, using the DISCOURSE OF PERSONS as a commentary upon them“ (Martineau 1838a: 73). Interviews, Unterhaltungen und Meinungsäußerungen haben gegenüber einer Analyse sozialer ‚Dinge‘ eine nachgeordnete Bedeutung, eben jene des Kommentars.

Martineaus methodische Vorschläge sind die einer anspruchsvollen Sozialtheoretikerin und Ethnografin, die grundlegende Prinzipien benennt: dass alle Beobachtungen trotz aller Sorgfalt fehlerhaft sein und den eigenen Werthaltungen zum Opfer fallen können. Und dass Menschen bei ihren Beobachtungen immer auswählen und damit in die soziale Welt interpretierend eingreifen.

Die Themenfelder, die sich zur Beobachtung ‚sozialer Tatsachen‘ anbieten, sind gelebte Alltagspraktiken in Bereichen, die heute in den Speziellen Soziologien ihren Niederschlag finden (Religionssoziologie, Familiensoziologie, politische Soziologie etc.), aber oftmals auch quer zu ihnen angelegt sind. Martineau schlägt sechs zentrale Untersuchungsbereiche (Religion, Wertbindung, Familie und Generationen, Freiheit, Fortschritt sowie Diskurs) vor, deren Mikrostrukturen (z.B. Untersuchung der Kirchenregister zur Bestimmung der Selbstmordrate im Bereich Religion, Dokumentation von Grabinschriften im Bereich der Wertbindung etc.) zu analysieren seien, um zu Aussagen über den gesellschaftlich-moralischen Zustand des jeweiligen Teilbereichs zu gelangen.

Ein Anwendungsbeispiel: die Ausgestaltung des Geschlechterverhältnisses in den Vereinigten Staaten (1837)

Men are ungentle, tyrannical. They abuse the right of the strongest, however they may veil the abuse with indulgence. They want the magnanimity to discern woman's human rights; and they crush her morals rather than allow them. Women are, as might be anticipated, weak, ignorant and subservient, in as far as they exchange self-reliance for reliance on anything out of themselves. (Martineau 1837: 162)

Martineau bereist zwei Jahre die Vereinigten Staaten von Amerika. In ihrem Gepäck hat sie das auf der Überfahrt ausgearbeitete Manuskript von „How to Observe. Morals and Manners“. Sie nimmt die darin formulierten methodologischen Grundsätze, die Warnung vor der Reproduktion von Stereotypen, die Aufforderung zu Erfahrungsoffenheit etc. durchaus ernst. Als Transportmittel wählt sie alle nur verfügbaren Fortbewegungsmittel (Postkutsche, Flussschiff,

Fußpassage), nimmt mit unterschiedlichsten Menschen Kontakt auf (z.B. bei zufälligen Begegnungen in politischen Versammlungen, wie auch während Aufenthalten bei befreundeten Familien) und besucht die unterschiedlichsten Orte (z.B. Gefängnisse und Sklavenmärkte) und Regionen (Nord- und Südstaaten). Sie verfertigt Skizzen, konsultiert Kirchenregister, sammelt Flugschriften und dokumentiert Gespräche etc. Und als eine auch in den Vereinigten Staaten prominente Engländerin bezieht sie zu politischen Fragen, wie z.B. der Sklaverei, entschiedene Stellung. Sklaverei bezeichnet sie als Anomalie unter selbstbestimmten Menschen – und erhält in Anschluss an ihre Äußerungen Morddrohungen (Martineau 1877, II: 7ff.). In der Auswertung ihrer ethnografischen Feldstudien, „Society in America“ (Martineau 1837), führt sie eine theoriegeleitete Auseinandersetzung mit dem amerikanischen System: Was wird normativ in der Verfassung der Vereinigten Staaten gesetzt, was wird in den gelebten Alltagspraktiken realisiert?

In ihrer Analyse unterscheidet sie sich deutlich von Alexis De Tocqueville, der in derselben Dekade die Vereinigten Staaten bereiste und seine Beobachtungen des politischen Systems und dessen sozialen Institutionen publizierte: Sie betritt methodisch reflektiert das ‚Land der demokratischen Verheißungen‘, während Tocqueville eher zufällig und beliebig sowie wenig vorbereitet und der englischen Sprache nur unzureichend mächtig die in seiner knapp neunmonatigen Reise gesammelten Beobachtungsdaten zusammenfasst. Die wirklich beeindruckende Differenz der jeweiligen Gesellschaftsanalyse besteht jedoch in der Dokumentation der Alltagspraktiken und in der Analyse von Widersprüchen zwischen Verfassungsnorm und Lebenswirklichkeiten, die Martineau sorgfältig und sprachgewaltig ausarbeitet (Hill 2003: 59ff.). „Society in America“ wird in Europa aufmerksam wahrgenommen und z.B. bereits 1838 ins Deutsche übersetzt (Martineau 1838c).

Untergliedert ist ihre Schrift in vier Teile, in denen sie das politische Leben, die Ökonomie, den Stand der Kultur sowie die Religion analysiert. Sie hebt z.B. die Unterschiede zwischen der landwirtschaftlichen Praxis in Großbritannien und den Vereinigten Staaten hervor, befasst sich mit den Auswirkungen der Sklavenarbeit auf das Wirtschaftssystem und stellt Beobachtungen zur Rolle der Frau an. Interessant an dieser Stelle ist, dass Martineau die ‚Gender-Frage‘ als ein ‚Querschnitt-Thema‘ begreift. So wird die ‚Frauenfrage‘ in unterschiedlichen Themenbereichen analysiert: So z.B. im Teilbereich „Politisches Leben“ als eine Frage der Nicht-Existenz von Frauen oder im Themenfeld „Kultur“ als eine Grundsatzfrage, die auf Ehe, Beschäftigung und Gesundheit Auswirkungen hat.

Ein quasi theoriegesättigtes Resümee zieht Martineau in den einleitenden Worten zu ihrem Kapitel „Women“ (Martineau 1837: 157ff.). Wenn der Entwicklungsstand einer Kultur an der Frage geklärt werden kann, wie die eine Hälfte der Gesellschaft mit der anderen Hälfte umgeht, dann erweist sich die amerikanische Zivilisation als rückständiger, als dies aufgrund ihrer normativen Versprechungen erwartet werden könnte. Und zwar in einer doppelten komparatistischen Perspektive: Sowohl die nordamerikanischen Verfassungsnormen (also eine theoretische Perspektive) als auch die Lebenswirklichkeit der Frauen

im ‚alten‘ Europa (eine empirische Perspektive) versprechen ein höheres Maß an Gleichstellung und Selbstbestimmung, als dies in den Vereinigten Staaten alltagspraktisch realisiert wird.

Wie ist diese Beobachtung zu erklären? Grundsätzlich, so erkennt Martineau, unterliegen die Frauen auch in Amerika einem Herrschaftsverhältnis, das geprägt ist von der Dominanz der Männer über die Frauen. Die Durchsetzung des Herrschaftsanspruchs wird, so Martineau, mit recht subtilen Mitteln betrieben. Unter dem Deckmantel von Galanterie und Fürsorge werden Frauen auf die Institution der Ehe verwiesen und damit unentrinnbar an das Haus gebunden – kurz: „Woman’s intellect is confined, her morals crushed, her weakness encouraged, and her strength punished“ (Martineau 1837: 156). Der Frau werden so jede Gerechtigkeit, jedes Gleichheitsversprechen vorenthalten. Und damit sind die amerikanischen Frauen dem männlichen Herrschaftsanspruch ausgesetzt.

Wie aber geraten Frauen in diese repressive Situation? Martineaus Antwort verblüfft: Die Situation entsteht nicht als ein individuelles, sondern als ein strukturelles Macht- und Herrschaftsverhältnis: „The intellect of women is confined by an unjustifiable restriction of both methods of education, – by express teaching, and by the discipline of circumstances“ (Martineau 1837: 157). Die Sozialisationsbedingungen sind dafür verantwortlich, dass Frauen zum unterlegenen Teil in den Geschlechterbeziehungen werden. Gegen den herrschenden (natur-)wissenschaftlichen Diskurs sieht Martineau nicht die Natur als die Ursache für die Differenz der Geschlechter an, sondern zwei unterschiedliche Sozialisationsmechanismen: ein methodisch angeleitetes, geschlechterspezifisch ausgefeiltes Erziehungsprogramm und die Disziplinierung durch die sozialen Verhältnisse.

Der heimliche Lehrplan der Geschlechtererziehung bestehe vor allem in dessen fehlender inhaltlicher Ausgestaltung; Betätigung und Anerkennung in der Öffentlichkeit seien nicht vorgesehen:

As women have none of the objects in life for which an enlarged education is considered requisite, the education is not given. [...] There is a profession of some things being taught which are supposed necessary because everybody learns them. They serve to fill up time, to occupy attention harmlessly, to improve conversation, and to make women like companions to their husbands, and able to teach their children somewhat. (Martineau 1837: 157)

Bleibt den Frauen unter diesen Bedingungen nur die Heirat übrig? Dies sei eine Option, ‚paternalistische Frauenfreunde‘ verwiesen allerdings noch auf einen anderen genuin weiblichen Beschäftigungsbereich: die Religion.

Aber dies sei eine glatte Täuschung, so Martineau. Denn was heißt denn die zugestandene Auseinandersetzung mit der Religion für die Frauen? Auch hier findet ein Ausschluss statt: Die Beschäftigung mit religiösen Fragen diene einzig dem kontemplativen Zeitvertreib und der moralischen Schulung. Der ‚wahre‘ Bereich intellektueller Auseinandersetzung sei eben nicht die Religion, sondern die Wissenschaft von ihr, die Theologie. Und zu dieser wird den Frauen, wie auch zu anderen Wissenschaftsbereichen, der Zugang verwehrt. Insofern seien

die amerikanischen Frauen auf die Institution der Ehe zurückgeworfen, würden ausschließlich und systematisch auf sie vorbereitet, und lernten zugleich die Verstellung: nämlich so zu tun, als wollten sie gar nichts anderes.

Martineau hält fest, dass Moral und Bewusstsein der Frauen auch in der amerikanischen Gesellschaft unterdrückt und deformiert seien. Die ‚Entdeckung‘ der Aufklärung, dass jeder Mensch ein vernunft- und verstandesbegabtes Wesen ist und verantwortungsbewusst seinen Platz in der Öffentlichkeit einzunehmen hat, gelte nur für den einen Teil der Menschheit: den Mann. Und wenn die geschlechterspezifische Erziehung in dem Sinne versagt, dass Frauen sich nicht mit dem zugewiesenen Platz zufrieden geben wollen, dann steht ein wirkungsmächtiges Instrumentarium zur Verfügung, um sie wieder in ihre Schranken zu verweisen – dies als Ausdruck der sozialisatorischen Wirkungsweise der Disziplinierung durch die sozialen Verhältnisse. Der gesamte öffentliche Meinungsapparat (das sind zu Martineaus Zeiten vor allem die Presse, Flugschriften, politische und regierungsamtliche Verlautbarungen) fällt über diejenigen her, die sich politisch artikulieren. Dieser repressive Herrschaftsapparat funktioniert vorzüglich. Martineau schildert anhand von Fallbeispielen die repressiven Strategien, die gegen verschiedene Frauen eingesetzt wurden, die sich in der Sklavenfrage engagierten.

Wohlütiges und barmherziges Handeln, so resümiert Martineau, ist Frauen ‚erlaubt‘, keinesfalls jedoch politisches. Die Aufspaltung des Geschlechterverhältnisses, die Zuweisung der Sphären Öffentlichkeit an den Mann und Privatheit an die Frau, stellt sich für Martineau als das Ergebnis eines repressiven Vereinnahmungs- und Herrschaftsprozesses dar. Mit den Vehikeln von Erziehung und strategischer Öffentlichkeitsarbeit wird dieses Über- und Unterordnungsverhältnis der Geschlechter zementiert. Was als ein gesellschaftlich vermittelter Sozialisierungsprozess beginnt, wird auf der Ebene der Deutungsmuster jedoch ent-gesellschaftlicht und naturalisiert. Die herrschende Überzeugung, so führt sie aus, unterscheidet zwischen typisch männlichen und typisch weiblichen Tugenden.

Sie möchte nicht in Abrede stellen, dass es so etwas wie ein spezifisch männliches und ein spezifisch weibliches Arbeitsvermögen geben könne. Aber daraus zu folgern, dass das, was als robuste Tugenden bezeichnet wird, den Männern, und die sogenannten sanfteren den Frauen zugeordnet werden, sei damit noch nicht bewiesen. Ein solches Deutungsmuster diene nicht der Aufklärung der Geschlechterdifferenz, sondern der Legitimierung eines schlussendlich patriarchalen Herrschaftsverhältnisses.

Ein kurzer Ausblick: Harriet Martineau – eine Soziologin der ersten Stunde?

In proportion as men become sensible how infinite are the diversities in man, how incalculable the varieties and influences of circumstances, rashness of pretension and decision will abate, and the great work of classifying the moral manifestations of society will be confided to the philosophers, who bear the same relation to the science of society as Herschel does to astronomy, and Beaufort to hydrography. (Martineau 1838a: 15)

Harriet Martineau nutzt ihre Denktraditionen – Aufklärung, Moralphilosophie und Liberalismus – für den Entwurf eines sozialtheoretischen bzw. proto-soziologischen Programms, das sich als eine differenztheoretisch begründete Konzeption charakterisieren lässt. In origineller Weise greift sie bei der Verortung sozialer Differenzen (etwa im Geschlechter- oder im Klassenverhältnis) jedoch nicht auf den vorherrschenden Diskurs einer naturwüchsig begründeten Unterscheidbarkeit zurück. Derartige Annahmen verweist sie in das Reich der Spekulation, da der Mensch zu keinem Zeitpunkt ohne die ihn umgebenden und ihn prägenden „circumstances“, also die gesellschaftlichen Verhältnisse, existiert – und sich der ‚Mensch an sich‘ somit auch dem wissenschaftlichen Erkenntnisvermögen entzieht. Folgerichtig ist die sie interessierende Frage dann auch nicht, was den essentiellen Unterschied zwischen z.B. Männern und Frauen ausmachen möge. Demgegenüber liegt ihr Interesse in der Analyse der Herrschaftsmechanismen, Alltagspraktiken und Traditionsbestände, die zu unterschiedlichen gesellschaftlichen Ungleichheitsverhältnissen – und zwar zwischen den Geschlechtern, zwischen unterschiedlichen Klassen und zwischen verschiedenen ‚Ethnien‘ – führen. Mit der Sammlung ‚sozialer Dinge‘, die in ihren jeweiligen historischen und soziokulturellen Kontexten zu betrachten sind, gewinnt sie ein reichhaltiges Puzzle gesellschaftlicher Teilbereiche, die einen differenzierten Blick auf unterschiedliche Gesellschaften erlauben. In der Folge entwirft sie dann auch keine Bilder über *die* feudale (oder *die* frühkapitalistische) Gesellschaft, die sich als quasi hermetischer Block entwickelt, sondern richtet das Augenmerk auf die ungleichzeitige Entwicklung zentraler Bereiche des Sozialen, die in unterscheidbarer Weise die Lebenswirklichkeit der Menschen innerhalb einer Gesellschaft und zwischen Gesellschaften beeinflusst. Dass die Differenzen immer auch gleichzeitig entlang der Kategorien ‚Klasse‘, ‚Geschlecht‘ und ‚Ethnie‘ nachgezeichnet werden, weist Martineau als eine scharfsichtige und kluge Intellektuelle aus, die Fragen aufwirft, um deren Antworten auch heute noch gerungen wird.

Vielleicht konnten die vorliegenden Ausführungen davon überzeugen, dass sich mit Martineau ein – zumindest für den deutschsprachigen Raum – noch längst nicht gehobener Schatz im Vorzimmer des disziplinengeschichtlichen Olymps befindet.

26 Charlotte Müller

Korrespondenzadresse/correspondence address

Prof. Dr. Charlotte Müller

Fachhochschule Nordwestschweiz
Pädagogische Hochschule n | w
Institut Vorschul-/Unterstufe,
Obere Sternengasse 7, CH-4502 Solothurn

Anmerkungen

- 1 Eine frühe bibliografische Zusammenstellung findet sich bei Rivlin (1946), eine Auswahl ihrer Leitartikel in den „London Daily News“ bei Arbuckle (1994).
- 2 Dass sie nach Fertigstellung ihrer Autobiografie noch mehr als zwei Jahrzehnte als öffentlich bekannte und anerkannte Persönlichkeit lebte, kann als ironische Fußnote ihres Lebens gelesen werden. Die von ihr autorisierte Autobiografie wurde posthum 1877 von ihrer Vertrauten Maria Chapman, ergänzt um einen dritten Dokumentarband vor allem über den Zeitraum zwischen 1855 bis 1876, herausgegeben. Die in den kommenden Dekaden immer wieder neu erscheinenden Biografien (z.B. Miller 1884; Bonaquet 1927; Nevill 1944; Wheatley 1957; Webb 1960; Gillian 1985; Pichanik 1980; Hoecker-Drysdale 1992) blieben im Wesentlichen auf die Quellenlage der Autobiografie beschränkt, lediglich Miller konnte noch Berichte von Zeitzeugen Martineaus in ihre Monografie einflechten. Briefwechsel wurden von Sanders (1990) herausgegeben. Die nachfolgenden Erläuterungen beziehen sich im Wesentlichen auf die Autobiografie von Harriet Martineau (1877).
- 3 1833/34 kommen noch die jeweils vier Bände „Illustrations of Taxation“ und „Poor Laws and Poupers Illustrated“ hinzu, die sie im Auftrag der Regierung verfasst.

Literatur

- Abrams, Philip (1972): *The Origins of British Sociology 1834-1914*. Chicago, London: UP.
- Arbuckle, Elisabeth Sanders (Hrsg.) (1994): *Harriet Martineau in the London Daily News. Selected Contributions 1852-1866*. New York: Garland.
- Arni, Caroline/Müller, Charlotte (2004): *More sociological than the sociologists? Undisciplined and interdisciplinary thinking about society and modernity in the nineteenth century*. In: Witz, A./Marshall, B. (Hrsg.): *Engendering the social. Feminist encounters with sociological theory*. Maidenhead, Berkshire: Open University Press, S.71-97.
- Bloch, Ernst (1985): *Erbschaft dieser Zeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bosanquet, Theodora (1927): *Harriet Martineau. An essay in comprehension*. London: EtcHELLS & Macdonald.
- Durkheim, Émile (1995 [1895]): *Die Regeln der soziologischen Methode*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Geertz, Clifford (2003): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gillian, Thomas (1985): *Harriet Martineau*. Boston: Twayne.
- Hill, Michael R. (2003): *A Methodological Comparison of Harriet Martineau's Society in America (1837) and Alexis De Tocqueville's Democracy in America (1835-1840)*. In: Ders./Hoecker-Drysdale, S. (Hrsg.): *Harriet Martineau. Theoretical and Methodological Perspectives*. New York, London: Routledge, S. 59-74.
- Hill, Michael R. (1989): *Introduction to the Transaction Edition*. In: Martineau, Harriet (1989 [1838]): *How to Observe Morals and Manners*. Reprint. New Brunswick, N. J.: Transaction Publishers.
- Hoecker-Drysdale, Susann E. (1992): *Harriet Martineau. First woman sociologist*. Oxford: Berg.
- Honegger, Claudia/Wobbe Theresa (Hrsg.) (1998): *Frauen in der Soziologie. Neun Portraits*. München: Beck.
- Lengermann, Madoo/Niebrugge, Jill (2003): *The Meaning of "Things": Theory and Method in Harriet Martineau's How To Observe Morals and Manners (1838) and Emile Durkheim's The Rules of Sociological Method (1895)*. In: Hill, M. R./Hoecker-Drysdale, S. (Hrsg.): *Harriet Martineau. Theoretical and Methodological Perspectives*. New York, London: Routledge, S. 75-97.
- Marcet, Jane (1820): *Unterhaltungen über die National-Ökonomie, worin die Grundsätze dieser Wissenschaft vertraulich erklärt werden. Von der Verfasserin der Unterhaltungen über die Chemie*. Ulm: Ebner.
- Martineau, Harriet (1828a): *Christmas-day, or, the friends: a tale*. Wellington: Houlston & Son.
- Martineau, Harriet (1828b): *Mary Campbell, or, the affectionate granddaughter: a tale*. Wellington: Houlston & Son.
- Martineau, Harriet (1832ff.): *Illustrations of Political Economy*. 9 vols. London: Charles Fox.
- Martineau, Harriet (1833/34): *Poor Laws and Paupers Illustrated*. 4 vols. London: Charles Fox.
- Martineau, Harriet (1834): *Illustrations of Taxation*. 4 vols. London: Charles Fox.
- Martineau, Harriet (1837): *Society in America*. 2 vols. Paris: Baudry's European Library.
- Martineau, Harriet (1838a): *How to Observe Morals and Manners*. Philadelphia: Lea & Blanchard.
- Martineau, Harriet (1838b): *Retrospect of Western Travel*. London: Saunders & Otley.
- Martineau, Harriet (1838c): *Die Gesellschaft und das sociale Leben in Amerika*. 2 Theile. In der deutschen Übersetzung von Dr. E. Brinkmeier. Kassel, Leipzig: Theodor Fischer.

- Martineau, Harriet (1848): *Eastern Life. Present and Past*. London: Edward Moxon.
- Martineau, Harriet (1853): *The positive philosophy of Auguste Comte*. Freely translated and condensed by Harriet Martineau. 2 vols. New York, London: Appleton, Chapman.
- Martineau, Harriet (1877): *Autobiography. With Memorials by Maria Weston Chapman*. 3 vols. London: Smith, Elder & Co.
- Merton, Robert K. (1981 [1967]): *Zur Geschichte und Systematik der soziologischen Theorie*. In: Lepenies, W. (Hrsg.): *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin*, Bd 1. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 15-75.
- Mill, James (1821): *Elements of Political Economy*. London: Baldwin, Craddock & Joy.
- Miller, Florence Fenwick (1884): *Harriet Martineau*. London: W. H. Allen & Co.
- Nevill, John Cranstoun (1944): *Harriet Martineau*. London: Muller.
- Petzold, Gertrud von (1941): *Harriet Martineau und ihre sittlich-religiöse Weltanschauung*. Beiträge zur englischen Philologie, Heft 36. Bochum-Langendreer: Pöppinghaus.
- Pichanik, Valerie K. (1980): *Harriet Martineau. The Woman and Her Work*. Ann Arbor: UP Michigan.
- Ritzer, George/Stepnisky, Jeffrey (Hrsg.) (2011): *The Wiley-Blackwell Companion to Major Social Theorists*, Vol. I. Oxford: Wiley-Blackwell.
- Rivlin, Joseph Barry (1946): *Harriet Martineau. A Bibliography of Her Separately Printed Books*. New York: Bulletin of the New York Public Library.
- Romano, Mary Ann (Hrsg.) (2002): *Lost Sociologists Rediscovered*. Lampeter: Edwin Mellon Press.
- Sanders, Valerie H. (Hrsg.) (1990): *Harriet Martineau. Selected Letters*. Oxford: Clarendon.
- Spender, Dale (Hrsg.) (1983): *Feminist theorists: Three centuries of key women thinkers*. London: Women's Press.
- Webb, Robert K. (1960): *Harriet Martineau. A Radical Victorian*. London: Heinemann.
- Wheatley, Vera (1957): *The life and work of Harriet Martineau*. London: Secker and Warburg.
- Witz, Anne/Marshall, Barbara (2004): *The masculinity of the social: towards a politics of interrogation*. In: Dies. (Hrsg.): *Engendering the social. Feminist encounters with sociological theory*. Maidenhead, Berkshire: Open University Press, S. 19-35.

Karin Tschirren/Sandra Günter/Yvonne Weigelt-Schlesinger

Körper im Kulturkonflikt

Zur Vermittlung und Aushandlung von Normen und Werten in Schwimmkursen für Frauen mit Migrationshintergrund

Zusammenfassung: Ausgehend vom Körper als Vermittler zwischen Subjekt und Gesellschaft wird die Frage beantwortet, wie Migrantinnen auf diskursiv erzeugte Normen und Werte der schweizerischen Mehrheitsgesellschaft im Kontext von Schwimmkursen als Integrationsmaßnahme reagieren. Die Feldaufenthalte und Interviews erlauben eine Analyse dominanter Macht- und subversiver Selbstermächtigungsprozesse innerhalb eines körperzentrierten, religiös-kulturell pluralisierten und ethnisch differenzierten Feldes. Hierbei werden Divergenzen in der verkörperten und objektiven Sozialstruktur sichtbar, was sich beispielsweise in den kontrovers geführten Debatten zur Wahl der Badekleidung und Badnutzung verdeutlicht. Bei den Aushandlungen um die Durchsetzung von Deutungs- sowie Ordnungsmustern lassen sich Prozesse der kulturellen Anpassung, Anknüpfung und des Neuentwurfs beobachten.

Schlagwörter: Sportsoziologie, Integration, Gender, Ethnizität, Körper.

Bodies in Cultural Conflicts

Negotiating Social Norms and Values in Swimming Courses
for Women with a Migration Background

Abstract: This article offers an analysis of the ways in which women migrating to Switzerland react towards discursively constructed norms and values of the Swiss majority when it comes to the field of swimming courses offered as modes of integration. In this article, observational research used in combination with interviews offers a possibility to analyse dominant power structures and subversive empowerment processes within a body-centred, pluralised and ethnically differentiated religious and cultural domain. Current findings, such as the controversial debates about the choice of the swimsuit and the use of the indoor swimming pool, indicate an embodied and objective social structure that seems to be diverging. The associated negotiations about the implementation of patterns of interpretation and classification show a dynamic process of cultural and religious assimilation, attachment and criticism.

Keywords: sociology of sport, integration, gender, ethnicity, body.

Dreck vom Kurs im Hallenbadwasser

-Mundsekrete (Spucke)

-Nasensekrete (Böög)

-Watte weiss loose

Mann Reinigt Hals und Nase nicht im Badewasser. (Toilette-Lavabo)

Bitte Duschen und Hygiene besser überwachen.

(Aufsichtspflicht)!!¹

Die oben zitierte, von Hand auf ein loses Blatt Papier geschriebene Notiz wurde im Anschluss an einen Schwimmkurs für Frauen mit Migrationshintergrund vom verantwortlichen Bademeister des für die Kurszeit in einer Stadt der Deutschschweiz gemieteten Hallenbades verfasst. Die an die Organisatorinnen, Helferinnen und zuständigen Bademeisterinnen der Schwimmkurse gerichtete Bestandsaufnahme und gleichzeitige Ermahnung zur Einhaltung und Überprüfung von Normen und Werten im Bereich der Hygiene beinhaltet zumindest zwei bezeichnende Aspekte. Wie nachfolgend gezeigt werden soll, verdeutlicht sie einerseits den für sportliche Aktivitäten zentralen Körper-Aspekt der Konstruktion von Fremdheit und verweist andererseits auf asymmetrische Machtverhältnisse.

Ohne die möglichen positiven Integrationseffekte sportlicher Aktivitäten (z.B. Kleindienst-Cachay 2007) grundsätzlich leugnen zu wollen, widmet sich der vorliegende Beitrag dem Körper als zentralem Handlungs- und Darstellungsmedium, welches im Kontext gegenwärtig in der Schweiz stattfindender Schwimmkurse für Migrantinnen als Symbol sozialer Differenz genutzt werden kann. Damit wird der von Bröskamp und Alkemeyer bereits im Jahr 1996 formulierten Aufforderung Rechnung getragen, „die zum Dogma erstarrte Auffassung vom Sport“ (1996: 7) als universalem Mittel einer vermeintlich kulturübergreifenden Verständigung durch die Analyse gegenläufiger Phänomene aufzubrechen.

Eine kritische Auseinandersetzung mit den Konstruktionsprozessen sozialer Wirklichkeit und damit einhergehenden Machtmechanismen scheint umso wichtiger zu sein, als dass normativ-politische Diskurse in zunehmendem Maße von der Idee geleitet werden, die Integration von Menschen mit Migrationshintergrund ließe sich im Sport mehr als in allen anderen gesellschaftlichen Bereichen vorantreiben. So werden im europäischen Raum seit Anfang der 1980er Jahre vermehrt Beschlüsse gefasst, die der Integration von Migranten und Migrantinnen in den und durch Sport dienen sollen (Gasparini 2008: 113). Entsprechend wird Sport von der europäischen Kommission auch als idealer Ort zur Integration ethnisch-kultureller Minderheiten beschrieben (Europäische Kommission 2007). In der Schweiz verdeutlicht das im Jahr 2007 verabschiedete Maßnahmenpaket des Bundes zur „Förderung der Integration von Ausländern und Ausländerinnen“ die postulierte Integrationsfähigkeit, die dem Sport zugesprochen wird (EJPD 2008: 2, 4, 7).

Der Logik dieses dominanten politisch-normativen, aber auch medialen und alltagsweltlichen Diskurses folgend, legen die wenigen sportwissenschaftlichen Studien aus der Schweiz den Schwerpunkt ihrer Untersuchung in der Regel

auf positive Integrationseffekte sportlicher Praxis respektive deren Umsetzung. Wie nachfolgend skizziert, wird in diesem Zusammenhang mitunter auch auf gesellschaftlich problematische Ausgrenzungs- und Abgrenzungsmechanismen im Sport verwiesen (z.B. Grabherr/Pieth 2009: 4) und damit an eine etwas ältere Tradition von Beiträgen aus deutschsprachigen Publikationen angeknüpft (z.B. Thiele 1999).

Forschungsstand

Zunächst am Rande der Sportwissenschaft angesiedelt, haben sportsoziologische Arbeiten zur Rolle des Sports im Kontext von Migration, Integration, Fremdheit, kultureller Diversität und Geschlecht seit Anfang des 21. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum an Relevanz gewonnen. Ohne eine detaillierte Darstellung aktueller Veröffentlichungen vorzunehmen, sei hier exemplarisch auf Boos-Nünning und Karakaşoğlu (2003), Kleindienst-Cachay (2007), Thiel und Seiberth (2007), Gieß-Stüber und Blecking (2008), Soeffner und Zifonun (2008) sowie insgesamt auf die Beiträge in Neckel und Soeffner (2008) aber auch Baur et al. (2009) sowie Stahl (2009) und Mutz (2012) verwiesen. Auf Phänomene von Fremdheit im Sport fokussiert, liefert die 2010 erschienene Dissertation von Seiberth erstmalig eine systematische Aufarbeitung des Forschungsstandes im deutschsprachigen Raum.

Hinsichtlich der intersektionalen Analyse von Geschlecht und Ethnizität im Sport weist die deutsche sportwissenschaftliche Forschung nur wenige fundierte Ergebnisse auf. Sie konzentrieren sich in der Regel auf die Situation von Mädchen und Frauen muslimischen Glaubens und ihrer Partizipation am organisierten (Vereins-)Sport (z.B. Kleindienst-Cachay 2007).

Mit dem Buch „Körperliche Fremdheit. Zum Problem der interkulturellen Begegnung im Sport“ formulierte Bröskamp (1994) im Schnittpunkt von Sportforschung, Körpertheorie und Migrationssoziologie einen praxeologischen Ansatz der Sport- und Migrationsforschung. Damit legte er für die Sportwissenschaft im deutschsprachigen Raum im Anschluss an die Überlegungen Gebauers (1986) den Grundstein einer kritischen Auseinandersetzung zu Themen wie Fremdheit, Rassismus, Migration und Ethnizität im Sport. Zwei Jahre später wurde unter der Herausgeberschaft von Bröskamp und Alkemeyer (1996) eine Reihe von Aufsätzen publiziert, die sich vertieft mit dem Körper-Aspekt von Fremdheit und Rassismus im Sport auseinandersetzen. Im Anschluss daran folgte der Band „Ethnisch-kulturelle Konflikte im Sport“ (Klein/Kothly 1998), in dessen Mittelpunkt interdisziplinäre Beiträge zu unterschiedlichen Erscheinungsformen interethnischer Kontakte und Konflikte in verschiedenen Teilbereichen des Sports stehen.

In der Schweiz liegt der Fokus sportwissenschaftlicher Untersuchungen auf praxis- sowie anwendungsorientierten Projekten zur Förderung der Integration von Migrantinnen und Migrantinnen in den, im und durch Sport (Grabherr/Pieth 2007; Pieth/Navarra/Grabherr 2008). Die im Jahr 2010 publizierte, quantitativ angelegte Studie von Fischer et al. gibt erstmals detailliert Auskunft über das

Sportverhalten der schweizerischen Migrationsbevölkerung.² Probleme einer Integration werden in der Regel innerhalb des organisierten Schul- und Vereinssports thematisiert und mitunter systematisch untersucht (Barker et al. 2011; Weigelt-Schlesinger 2011).

Generell lässt sich in deutschsprachigen sportwissenschaftlichen Studien eine grundlegend positive Konnotation des Sports als Integrationsmedium feststellen, das es bestenfalls einer Optimierung respektive kritischen Analyse zu unterziehen gilt. Die bisweilen konfliktbehaftete Vermittlung dominanter Normen und Werte im Sinne einer Disziplinierung sowie die zugrundeliegenden Integrationskonzepte und damit einhergehenden Kategorienbildungen von Geschlecht und Ethnizität bleiben überwiegend unreflektiert.

Von einer konstruktivistischen Perspektive ausgehend, hat der vorliegende Beitrag zum Ziel, anhand eines Fallbeispiels von Schwimmkursen für Migrantinnen in einer Stadt der Deutschschweiz Möglichkeiten aufzuzueigen, diese Forschungslücke zu schliessen.

Fallbeispiel: Schwimmen für Frauen mit Migrationshintergrund³

Wie der aktuellen Studie zum Sportverhalten der Migrationsbevölkerung (Fischer et al. 2010: 17; 24) zu entnehmen ist, wird dem Schwimmen als kultureller Körperpraktik in der Schweiz sowohl von der Mehrheits- als auch der Minderheitsgesellschaft große Bedeutung beigemessen. Im Bestreben um eine Förderung der Integration von Migrantinnen werden als Konsequenz – dem dominanten Diskurs vom Sport als idealem Integrationsmedium folgend – vermehrt Schwimmkurse für Frauen mit Migrationshintergrund angeboten.

Exemplarisch dafür stehen Schwimmkurse in einer Stadt der Deutschschweiz, die von Oktober 2009 bis Dezember 2011 durchgeführt wurden und als Untersuchungsgrundlage für den vorliegenden Beitrag dienen. Das im Rahmen ethnografischer Feldforschung begleitete Projekt der Schwimmkurse für Migrantinnen fand jeweils am Samstagnachmittag in einem privaten, für die Dauer des Projekts angemieteten Hallenbad statt und wurde von drei Sozialarbeiterinnen ins Leben gerufen. Die Sozialarbeiterinnen sind in der Gemeinwesenarbeit sowie einer Beratungsstelle für Frauen und Familien mit Migrationshintergrund tätig.

Neben der Werbung in diesen Institutionen wurde auf das Schwimmprojekt anhand von Flyern, aber auch mündlich bei Sozialdiensten der näheren Umgebung sowie in Begegnungszentren und sozialen respektive religiösen Einrichtungen für Menschen mit Migrationshintergrund aufmerksam gemacht. Unterstützt wurde das Projekt durch Gelder aus diversen Stiftungen, wobei sich neben der reformierten Kirche seit Anfang des Jahres 2010 u.a. auch der Bund finanziell beteiligte.

Die Schwimmkurse wurden von einer ehemaligen Fünfkämpferin mit Migrationshintergrund geleitet und neben fortgeschrittenen Schwimmerinnen in erster Linie für Anfängerinnen angeboten. Im Zentrum der Lektionen stand zunächst die Vermittlung einer korrekten Atemtechnik und Wasserlage, um

im Anschluss daran vier Schwimmstile zu erlernen. Als Ziel wurde von den Organisatorinnen sowie der Schwimmlehrerin in einem ersten Schritt die Überwindung der Angst vor dem Wasser definiert, um sich sodann in einem zweiten Schritt anhand eines der vier Schwimmstile problemlos im Wasser fortbewegen zu können. Die einzelnen Lektionen dauerten jeweils eine Stunde, wobei eine Kurseinheit aus 10 Lektionen bestand und eine Belegungszahl von maximal 15 Teilnehmerinnen aufwies.

Im Anschluss an die Schwimmkurse stand das Schwimmbecken jeweils einem größeren Kreis von bis zu 40 Frauen und ihren Kindern für den Zeitraum von zwei Stunden zum Baden und Schwimmen zur Verfügung. Die Integrationsmaßnahme zur Vermittlung von als wichtig erachteten Kompetenzen richtete sich explizit und ausschließlich an Frauen, wobei als Zielgruppe für die Schwimmkurse Migrantinnen definiert wurden. Knaben waren in Begleitung ihrer Mütter bis zum sechsten Lebensjahr zugelassen.

Genutzt wurde das Angebot der Schwimmkurse und des anschließenden Badens sowie Schwimmens von Frauen und ihren Kindern aus Ländern wie Afghanistan, Albanien, Bosnien, China, Costa Rica, Indien, Indonesien, dem Irak und Iran, Italien, Kolumbien, Liberia, Libyen, Mexiko, der Schweiz, Somalia, Spanien, Sri Lanka, dem Sudan, Thailand sowie der Türkei. Neben der Vertretung verschiedener Religionen und Generationen wiesen die Frauen auch unterschiedliche Bildungsniveaus und Schichtzugehörigkeiten auf.

Der für das Schwimmbad unter der Woche zuständige Bademeister wurde für das Integrationsprojekt durch zwei Bademeisterinnen ersetzt, die für die Sicherheit der Teilnehmerinnen zuständig waren. In Ergänzung dazu wurde für die einstündigen Schwimmkurse eine Babysitterin organisiert. Für den reibungslosen Ablauf des Projekts wurden drei Helferinnen mit Migrationshintergrund engagiert, die neben dem Öffnen des Hallenbades und dem Einkassieren der Eintrittsgelder u.a. auch für die Reinigung der benutzten Räumlichkeiten verantwortlich waren.

Auf gesamtgesellschaftlicher Ebene lässt sich das Schwimmprojekt als ein Integrationsprojekt verorten, welches inhaltlich, organisatorisch und finanziell von der Aufnahmegesellschaft für Migrantinnen ins Leben gerufen wurde. Es folgt einer westlichen Integrationslogik des Empowerments einer als mehrfach benachteiligt und unterdrückt verstandenen Bevölkerungsgruppe. Durch das spezifische Angebot des Erlernens von Schwimmtechniken, als einer zentralen Kulturtechnik der Aufnahmegesellschaft, die eine Partizipation an der dominanten Freizeitkultur ermöglichen kann, werden die als fortschrittlich und demokratisch konnotierten Werte der Geschlechtergleichheit und das Recht auf Bildung vermittelt. Der Sport wird als „Sprungbrett in die Gesellschaft“ und als „Integrationsmotor“ (Mutz 2012: 19) verstanden und dem Schwimmen eine vor allem für Frauen und Kinder integrative Wirkung zugeschrieben.

Diskursive Ebene dominanter Deutungsmuster

Dass nicht nur die Integration in den, sondern auch im und durch den Sport konfliktreich verlaufen kann, lässt sich für die Schweiz im Kontext der kontrovers geführten Debatten zum obligatorischen, koedukativen Schwimmunterricht an Schulen (Schweizerisches Bundesgericht 2008), aber auch bezüglich des Schwimmens in sogenannten Burkinis exemplarisch aufzeigen.

Der Burkini wird sowohl auf der politischen und medialen Ebene als auch im Alltagsdiskurs als ein umstrittenes Symbol der Sichtbarkeit des Islams sowie der Unterdrückung und der mangelhaften körperlichen Integration muslimischer Frauen in der körperlichen Praxis des Schwimmens verhandelt (Günter 2010). Aus der Perspektive westlicher Journalistinnen und Journalisten wird dem Burkini die gegenteilige Wirkung eines Bikinis zugeschrieben, da er alles bedeckt, was der Bikini bis auf Weniges nicht bedeckt. Der Bikini bzw. die Sichtbarkeit der nackten Haut einer nicht bedeckten, Bikini oder Badeanzug tragenden Frau wird als emanzipatorische Freiheit, die Bedeckung als Unfreiheit und patriarchal-religiöse Unterdrückung kontextualisiert (St.Galler Tagblatt, 15.08.2009: 5). Deutlich wird in der Analyse des Burkini-Diskurses in den deutschschweizer Printmedien⁴, dass Norm- und Wertvorstellungen von Integration, Gesundheit und Geschlechtergerechtigkeit sowie der Partizipation an räumlichen und bildungskulturellen Ressourcen verhandelt werden.

Geht man davon aus, dass diskursiv erzeugtes Wissen über Körper, Geschlecht, Ethnizität und Religion im Diskurs über Integrationsprojekte als Grundlage kollektiven und individuellen Handelns sowie als Gestaltung von Wirklichkeit zu verstehen ist, so lassen sich die u.a. massenmedial vermittelten Normen und Werte im Rahmen von Schwimmkursen als Machteffekte fassen, die handlungsanleitende Wirkung haben. Menschen können sich dominanten Diskursen im Sinne von Deutungsmustern und Handlungsanleitungen, wie sie beispielsweise in den untersuchten Printmedien zum Thema Burkini zu finden sind, allerdings auch entziehen und eine Modifikation des damit einhergehenden Gegenstandes vornehmen.

Im Anschluss an die Grundannahme einer wechselseitigen Durchdringung von Gesellschaft und Subjekt werden in dem Beitrag über Schwimmkurse für Migrantinnen und ihre zur Verhandlung stehenden Körper- sowie Bewegungspraxen Konstruktionsprozesse sozialer Wirklichkeit beleuchtet, die zu einer (Re-)Produktion von ‚Wissen‘ über Körper, Geschlecht, Ethnizität, Religion sowie Integration führen und als Legitimationsbasis sozialer Ordnung dienen. Im Zentrum stehen bei dieser Vorgehensweise die situativen Rezeptionen sowie subjektiven Situationsdefinitionen der an Schwimmkursen beteiligten Akteurinnen und Akteure. Forschungsergebnisse aus den Feldaufenthalten und Interviews werden im empirischen Teil des Beitrags dargestellt und diskutiert.

Theoretische Zugänge

Um das beschriebene Phänomen der (Re-)Konstruktion von ‚Wissen‘ im Handlungsvollzug theoretisch fassen zu können, wird davon ausgegangen, dass gesellschaftliche Ordnungen in sozialen Praktiken (re-)produziert und verändert werden. Im Zuge dieser Prozesse bilden sich zugleich deren Subjekte, wobei der Körper als Schnittpunkt zwischen Subjekt und Gesellschaft verstanden wird. Als Träger und Produzent von Zeichen lässt sich der Körper bei diesem Prozess als symbolisches Kapital fassen, das im Sport umkämpft wird. Das körperliche Kapital wird immer wieder Gegenstand sozialer, kultureller, ökonomischer und oder religiöser Machtkämpfe (Gugutzer 2004: 69).

Nach Bröskamp (2008: 223) gewinnen symbolische Auseinandersetzungen in körperzentrierten sozialen Räumen innerhalb von kulturell sowie ethnisch differenzierten Gesellschaften zunehmend an Bedeutung. Einerseits verweisen die Auseinandersetzungen auf unterschiedlich sozialisierte Habitusformationen, die mit feldspezifischen Anforderungen nicht übereinstimmen. Andererseits verdeutlichen die Auseinandersetzungen das Auseinanderdriften unterschiedlicher Habitusformationen im Feld selbst. Im Sport lassen sich die dadurch beschriebenen Wechselbezüge aufgrund der Fokussierung auf körperliche Phänomene gepaart mit der raumzeitlichen Rahmung und Öffentlichkeit der Vollzüge geradezu idealtypisch untersuchen.

Dieser Logik folgend, wird der Körper im Anschluss an Foucault (2006 [1976]) im Sinne einer theoretischen Rahmung als Objekt kultureller Diskurse und gesellschaftlicher Strukturen gefasst. Als diskursiv konstruierter sowie durch soziale Institutionen disziplinierter Körper ermöglicht er einen kritischen Blick auf gegenwärtige Deutungs- und Machtkämpfe, die sich im Sport im Zuge von Integrationsmaßnahmen beobachten lassen (Foucault 2008 [1975]).

Zugleich wird mit Bourdieus (2008 [1979]) praxeologischem Ansatz im Anschluss an sein Habitus- und Feldkonzept eine präzise Analyse des Körpers als vorreflexives Handlungssubjekt zur Rekonstruktion interaktiv hervorgebrachter sozialer Zugehörigkeiten wie derjenigen zu einem Geschlecht, einer Ethnie oder einer Glaubensgemeinschaft ermöglicht. Im Rahmen bewegungsspezifischer Auseinandersetzungen können mögliche Umdeutungen im dominanten Diskurs und Verschiebungen der Machtverhältnisse analysiert werden.

Für den vorliegenden Beitrag, der in eine übergeordnete Studie⁵ eingebettet ist, stehen mit der Fokussierung auf die situativen Rezeptionen sowie die subjektiven Situationsdefinitionen der Akteurinnen und Akteure im Kontext der Schwimmkurse folgende Fragen im Zentrum:

- Welche Prozesse der Diskursproduktion und Diskursrezeption lassen sich bei den Akteurinnen und Akteuren beobachten?
- Decken sich die subjektiven Situationsdefinitionen und Handlungsvollzüge der Migrantinnen mit den diskursiv erzeugten Normen und Werten der Mehrheitsgesellschaft oder lassen sich Umdeutungen sozialer Wirklichkeit ausmachen?

Methodisches Vorgehen

Um subjektive Situationsdefinitionen und Handlungsvollzüge von Migrantinnen erfassen und in einem zweiten Schritt den diskursiv erzeugten Normen und Werten auf gesamtgesellschaftlicher Ebene gegenüberstellen zu können, basiert der ethnografische Teil der Untersuchung im Rahmen von Feldaufenthalten auf teilnehmender Beobachtung und qualitativen Interviews. Durch die Wahl qualitativer Methoden der Sozialforschung, die statistische Größen zu aktuellen Tendenzen des Sportverhaltens sinnhaft zu deuten vermögen, wird dem Prozesscharakter sozialen Handelns sowohl bei der Erhebung als auch bei der Auswertung der Daten in seiner Asymmetrie Rechnung getragen. Während der Feldbegriff im Zuge der Erhebungsphase stärker auf die methodische Vorgehensweise der Ethnografie verweist, wird er im Rahmen der Auswertungsphase in erster Linie als analytisches Konzept im Anschluss an Bourdieu (1992) genutzt.

An den Schwimmkursen wurde in Form einer offenen, halbstandardisierten und natürlichen Beobachtung nach Spöhring (1989: 121) teilgenommen. Ohne die Entdeckung neuer Zusammenhänge aus dem Auge zu verlieren, diente ein theoriegeleiteter Beobachtungsleitfaden der ersten Orientierung im Feld. Erleichtert wurde der ethnografische Feldeinstieg durch die Tatsache, dass zwei der drei Feldforscherinnen selbst einen Migrationshintergrund aufweisen und als Konsequenz neben Deutsch mit der Beherrschung des Arabischen, Bosnischen, Französischen, Persischen, Russischen und Spanischen über große sprachliche sowie sozio-kulturelle Kompetenzen in der Interaktion mit den Akteurinnen und Akteuren des Feldes verfügten.

Die konkreten Beobachtungen nahmen sowohl auf Interaktionen unmittelbar vor als auch während und nach den jeweiligen Schwimmkursen Bezug. Spezielle Aufmerksamkeit kam (informellen) Gesprächen sowie Umgangskonventionen zu. Durch die Übernahme verschiedener Aufgaben wie dem Einkassieren der Eintrittsgelder, dem Beaufsichtigen der Kinder während der Lektionen, dem Putzen der Duschen und Toiletten sowie der Stellvertretung der Schwimmlehrerin und der Bademeisterinnen konnte neben der aktiven Teilnahme an den Schwimmkursen sowie dem daran anschließenden Baden und Schwimmen eine Vertrauensbasis geschaffen werden, die der Vorbereitung auf die acht leitfadengesteuerten Interviews diente.

Die Auswahl der Interviewpartnerinnen orientierte sich am Verfahren des theoretischen Samplings im Anschluss an Strauss und Corbin (1996: 148-165). Neben einer ausgeglichenen Vertretung unterschiedlicher Ethnien und Generationen galt es bei der Auswahl der Interviewpartnerinnen auch auf Unterschiede im Bildungsniveau sowie der Religions- und Schichtzugehörigkeit zu achten. Zudem sollte neben den Teilnehmerinnen auch die Perspektive des Bademeisters sowie der Organisatorinnen und Schwimmlehrerin berücksichtigt werden. Mit den Bademeisterinnen wurden als Ergänzung dazu informelle Gespräche geführt. Die im Herbst 2012 durchgeführten Interviews wurden auf Tonband aufgenommen und vollständig transkribiert sowie je nach Originalsprache durch eine der Feldforscherinnen ins Deutsche übersetzt.⁶

Zur Erhebung und Auswertung des Datenmaterials aus den Feldnotizen und Dokumenten sowie den Interviews wurde von den Prinzipien der Grounded Theory (Strauss/Corbin 1996) und der Sequenzanalyse im Sinne der Objektiven Hermeneutik (Oevermann 1993) selektiv Gebrauch gemacht. Die Auswertung der Beobachtungsprotokolle und Interviewtranskripte orientierte sich am dreistufigen Kodierverfahren der Grounded Theory (Strauss/Corbin 1996: 43-55). Nach Abschluss der Interviewkodierung erfolgte eine sequenzanalytische Interpretation ausgewählter Textpassagen.

Ergebnisse

Im folgenden Abschnitt geht es um die Beantwortung der Fragen nach der Diskursproduktion und Diskursrezeption sowie möglichen Umdeutungen dominanter Normen und Werte im Kontext von Schwimmkursen für Migrantinnen in einer Stadt der Deutschschweiz. Wie anhand von drei Interaktionsfeldern exemplarisch aufgezeigt wird, lassen sich sowohl Rezeptionen als auch Modifikationen des dominanten Diskurses auf gesamtgesellschaftlicher Ebene beschreiben.

Schwimmen als kulturelle Praktik

Die Notwendigkeit des Schwimmen-Könnens wird in der Schweiz in erster Linie damit begründet, dass es sich hierbei um eine überlebenswichtige Fertigkeit und Fähigkeit handle (Schweizerisches Bundesgericht 2008). Beim Schwimmen als kultureller Praktik geht es folglich in letzter Konsequenz um die Beherrschung von Natur durch den Menschen. Lernt man schwimmen, kann das Element Wasser kontrolliert werden und verliert damit seine potentielle Gefahr als lebensbedrohliche Naturgewalt. Demnach folgt das Schwimmen für die abendländische Kultur einem säkularen Code der Vernunft, des Fortschritts und der Rationalität. Diese westlich geprägte Sicht und Deutung des Umgangs mit Wasser im Sinne einer Beherrschung wurde im untersuchten Feld der Schwimmkurse von Migrantinnen übernommen. Exemplarisch dafür steht die Aussage einer Librarianerin (6 Interview S.D.: 3, 89-94):

(...) wenn es mal so Festchen hat gegeben, hat man am Meer so Festchen gemacht //ja// nachher bist du mitgegangen und hast gesehen ah, es ist ein Mann jetzt ins Wasser gegangen und kommt nicht mehr raus was ist passiert, ah da hätte jeder Angst, ins Wasser zu gehen //mhm, mhm// es ist nicht, weil Wasser schuld ist, weil wir einfach nicht können schwimmen, wissen nicht wie mit dem //mhm// umgehen //mhm// und deswegen haben wir immer Angst (...).

Dieser Logik folgend, wurde das Wasser von Frauen unterschiedlicher Länder Afrikas sowie auch Indonesiens als Ort von Hexen und Geistern beschrieben, den es zu meiden gilt. Ähnlich wurde auch von Migrantinnen aus Bosnien und

der Türkei auf die Naturgewalt des Wassers und die damit verbundenen Lebensgefahren aufmerksam gemacht.

In Ergänzung dazu wurden die positiven gesundheitlichen Effekte sowie die Körpermodellierung im Anschluss an ein westlich geprägtes Schönheitsideal der schlanken Frau mit straffem Po und flachem Bauch angegeben. Eine Afghanin (3 Interview B.A.: 38, 1013-1015) äußerte sich hierzu wie folgt:

(...) Ja, eben. Es war gut für unsere Gesundheit. Man konnte auch so im Bauchbereich abnehmen. Man kommt so auch noch zu einer besseren Figur (lacht).

Zudem wurde immer wieder auf die vielfältigen Möglichkeiten des geselligen Zusammenseins im Rahmen des Schwimmens und Badens hingewiesen.

Genau dieselbe Argumentationsweise fand sich auch bei den Organisatorinnen der Schwimmkurse wieder. Neben einem gesteigerten Gesundheitsbewusstsein sowie der (Körper-)Erziehung von Kindern über die Einbindung ihrer Mütter hatten sie sich in ihrem Positionspapier als Grundlage für Gesuche an potentielle Geldgeber zusätzlich zum Ziel gesetzt, den Migrantinnen durch die Schwimmkurse – verstanden als Integrationsmaßnahme – die in Schweizer Bädern geltenden Regeln bezüglich Hygiene, Ordnung und Verhalten zu vermitteln.

Die Vermittlung und Aushandlung von Verhaltensregeln

Zum Zweck der Vermittlung von Verhaltensregeln in Schweizer Bädern wurde den Schwimmkursteilnehmerinnen zu Beginn der Lektionen u.a. ein von den Sozialarbeiterinnen verfasstes und mit dem Bademeister abgestimmtes Blatt Papier ausgehändigt, welches durch eine systematische Nummerierung auf eine zeitliche Abfolge der im Bad einzuhaltenden Regeln aufmerksam machte. Nach Betreten der Garderobe sollten zunächst die Kleider und Schuhe ausgezogen und danach eine Dusche genommen werden. Das Bad selbst war nur in Badekleidern zu betreten, wobei während des Hallenbadaufenthalts weder gegessen noch getrunken werden durfte. Daneben war auch das Springen ins Wasser aus Rücksichtnahme auf die anderen Schwimmerinnen untersagt. Als Abschluss des Hallenbadbesuches sollte von den Frauen sichergestellt werden, dass keine Gegenstände zurückgelassen wurden. Das Papier endete mit dem Verweis auf die Ablehnung einer Haftung seitens der Organisatorinnen im Falle von Diebstählen, Unfällen und Beschädigungen.

Die im Bad einzuhaltenden Regeln lassen sich als das Bemühen einer Disziplinierung von Körper- und Bewegungspraxen nach westlichem Muster lesen. Sie leiten zu einem effizienten und rationalen Umgang mit dem Körper an und legen mit dem Appell an Sittlichkeit und Empathie in Kombination mit der Idee einer gesunden Lebensführung sowie der Übernahme von Erziehungsaufgaben im Sinne des bürgerlichen Geschlechtermodells die sozial-strukturelle Handlungsbasis zur (Re-)Produktion einer sogenannt weiblichen Somatisierungskultur (Hartmann-Tews 1990: 148). Durch staatliche und kirchliche Institutionen

getragen, wird bei diesem Prozess in letzter Konsequenz zur Selbstregulierung des Subjekts angeregt.

Von Seiten der Migrantinnen wurde dieses handlungsleitende Regelwerk sowohl adaptiert als auch umgangen und mitunter variiert. So wurde beispielsweise auf das Essen und Trinken bei Musik im Sinne eines geselligen Zusammenseins im Hallenbad nach einmaliger Ermahnung seitens der Organisatorinnen – auch im Interesse des Bademeisters – durch die Migrantinnen widerstandslos verzichtet. Die Einhaltung zeitlicher Vorgaben hingegen wurde geradezu systematisch umgangen. Da die Mehrzahl der Migrantinnen trotz der Androhung von Sanktionen wie dem Ausschluss aus den Schwimmkursen nicht pünktlich im Bad erschienen, wurden die einzelnen Schwimmlektionen regelmäßig mit Verspätung begonnen. In Abgrenzung dazu kam es bei der Badekleidung zu Aushandlungsprozessen zwischen dem Bademeister, den Organisatorinnen sowie den Migrantinnen, die im Interesse einer Mehrheit von Migrantinnen zu einer Ausweitung der Definition zugelassener Badekleider und Textilien führte, ohne alle Bekleidungsstoffe widerspruchslos zuzulassen.

Wie im Folgenden gezeigt wird, stellte die Figur des Bademeisters bei der konsequenten Einhaltung sowie Umsetzung dominanter Normen und Werte im Bad trotz oder gerade wegen seines Ausschlusses qua Geschlecht eine zentrale Rolle dar.

Intersektionale Verschränkung von Geschlecht und Ethnizität

Trotz seiner physischen Abwesenheit übte der Bademeister im Feld der Schwimmkurse symbolische Macht aus. Die durch ihn ausgelösten, kontrovers diskutierten und rezipierten Konflikte verdeutlichen die Macht- und Deutungskämpfe, die im Feld über den Körper ausgetragen wurden. Bei diesem Prozess einer in der Regel habituell generierten strategischen Praxis zur Wahrung oder Veränderung der Kräfteverhältnisse wurde um die Definitionsmacht sozialer Wirklichkeit und damit in letzter Konsequenz um die Ordnung des Sozialen gerungen.

Exemplarisch dafür stehen die Zeitungsartikel, die zu Beginn des Projekts vom Bademeister für alle deutlich sichtbar an der Eingangstür zum Hallenbad aufgehängt wurden (z.B. Der Blick 2006, 23. Mai: 14). Begründet wurde diese Maßnahme seitens des Bademeisters (1 Interview H.H.: 6, 168-170) wie folgt:

(...) Das ist Frauenaufklärung. (...). Und die Hilfe für die Frauen wäre gewesen, dass sie sich könnten melden, oder? So wegen den Zwangsehen (...).

In den Zeitungsartikeln wird, verdichtet formuliert, eine dichotome Gegenüberstellung zwischen dem westlichen Lebensstil und dem Lebensstil der ‚Anderen‘ vorgenommen (Stichweh 2010). Die vermeintlich aufgeklärte Kultur des westlichen Abendlandes zeichnet sich bei dieser Gegenüberstellung durch ihre Individualität und Rationalität aus. Damit steht sie im Widerspruch zum Lebensstil der ‚Fremden‘, für die kollektive Organisationsformen betont werden,

die sich beispielsweise im Tragen von Burkas sowie Burkinis niederschlagen. Am Umgang mit dem Körper und dem Verhältnis der Geschlechter werden im Anschluss daran die Unterschiede zum Mann sowie ‚der Frau‘ aus dem Okzident verdeutlicht. Die westliche Männlichkeit wird bei diesem Konstruktionsprozess sowohl in Abgrenzung zur westlichen Weiblichkeit als auch zur Männlichkeit und Weiblichkeit fremder Kulturen (re-)konstruiert (Lutz 1992).

Das gezeichnete Bild der Orientalin, die sich, durch die Burka oder den Burkini symbolisiert, in einer unterdrückten Lage befindet und vom Westen und damit in erster Linie vom westlichen Mann aus ihrer misslichen Lage befreit werden muss, wurde im Kontext der Schwimmkurse heftig und kontrovers diskutiert. So argumentierten einige Kursteilnehmerinnen im Sinne einer Umdeutung, dass ihnen das Tragen einer Burka oder eines Burkinis als Muslimin eine soziale und räumliche Mobilität ermögliche, wodurch sie im Sinne einer integrativen Leistung am öffentlichen Leben in der Schweiz überhaupt erst teilnehmen könnten.

Wie das Zitat einer Liberianerin (6 Interview S.D.: 11, 391-393) zeigt, übernahmen in Abgrenzung dazu einige Migrantinnen unterschiedlicher religiöser aber auch kultureller sowie sozialer Herkunft das dominante Deutungsmuster und bevorzugten westliche Badekleidung:

(...) Warum haben die lange Hosen an, die ist ja in der Badi //mhm// und dann sagt die eine, ja vielleicht kennt sie das nicht anders //mhm// und dann sagt die andere, ja aber man ist schon lange in der Schweiz, man sollte das ja kennen (...).

Dieser Logik folgend wurde auch die Abdeckung der Fensterfront durch Leintücher als nicht erstrebenswert betrachtet. Die gesamte Bedeckung des Körpers und des Bades stünde für eine patriarchale Unterdrückung von Frauen, führe zu geschlechtlich getrennten Lebenswelten und Sozialräumen, sei zutiefst rückständig und verunmögliche eine Integration. Diese Argumentationsweise wurde in abgeschwächter Form mitunter auch von den Sozialarbeiterinnen übernommen.

Fazit

Die dargestellten Ergebnisse des laufenden Forschungsprojektes „Körper im Kulturkonflikt“ deuten auf ein situatives Auseinanderdriften verkörperter und objektiver Sozialstrukturen im Feld hin. Der damit verbundene Konflikt um symbolisches Kapital wird von den Migrantinnen in einem dynamischen Prozess der kulturellen Anpassung, Anknüpfung aber auch Abgrenzung gleichzeitig ausgetragen. Der Vielfalt unterschiedlicher Positionszugehörigkeiten geschuldet, werden binäre Differenzmuster überschritten und Stereotype unterlaufen. Dadurch wird das medial vermittelte Bild der Migrantin als dem Westen als Einheit gegenüberstehende, bedrohliche Muslimin aufgebrochen.

So führen die interkulturell ausgeübten Körperpraxen des Schwimmens einerseits zu Destabilisierungen etablierter räumlicher, körperlicher und

geschlechtlicher Normalitäten und damit zu kulturellen Erweiterungen und Heterogenitäten in der Aufnahmegesellschaft. Andererseits ziehen sie durch intersektionale Verschränkungen von Geschlecht und Ethnizität Verfestigungen und (Re-)Etablierungen normativer Ordnungsmuster nach sich. Bei diesem Prozess wird die Konstruktion einer durch Rückschritt und Unterdrückung gekennzeichneten Andersheit in Abgrenzung zu einer fortschrittlichen und emanzipierten westlichen Eigenheit erkennbar (Günter 2010).

Das konstruierte Bild der unterlegenen, unzivilisierten Fremden mit ihren fremden Körperpraxen, die es zu erziehen und kultivieren gilt, lässt sich in den zu Beginn des Artikels zitierten Notizen des Bademeisters, in denen er die Organisatorinnen, Helferinnen sowie die zuständigen Bademeisterinnen zur strikten Einhaltung der Regeln im Bad ermahnt, geradezu idealtypisch nachvollziehen. Sie können als Ausdruck asymmetrischer gesellschaftlicher Machtverhältnisse gelesen werden. Der Bademeister räumt sich bei dieser symbolischen Auseinandersetzung mit der Ermahnung zur Einhaltung der Regeln und dem Aufhängen der Zeitungsaufschlag die Definitionsmacht über die vermeintlich ‚Anderen‘ als fremde, exotische, unzivilisierte Musliminnen ein, weist den Migrantinnen damit einen untergeordneten Platz im sozialen Gefüge zu und setzt mit der latenten Aufforderung einer Assimilation seitens der Migrantinnen gleichzeitig normative Richtlinien.

Die sich bedeckenden oder Burkini tragenden Frauen werden sowohl in den Medien als auch im Kontext der Schwimmkurse als Verkörperung eines Emanzipationsdefizites rezipiert, wobei sie in ihrer Körperlichkeit die westliche Fortschrittlichkeit zur Anschauung bringen. Durch die nicht bedeckte, Bikini tragende Frau wird die überlegene westliche Gesellschaft inszeniert. Dementsprechend wird auch auf der in den Medien dargestellten gesellschaftspolitischen Ebene auf eine zunehmend fokussierte körperliche, kulturelle und religiöse Heterogenität und Hybridität mit Strategien der Homogenisierung und Normalisierung reagiert, die überwiegend auf (Re-)Etablierungen und (Re-)Stabilisierungen normativer Ordnungsmuster abzielen.

Integration wird in Alltagsdiskursen vornehmlich als Assimilation, also als die Anpassung an dominante Normen und Werte der Aufnahmegesellschaft verstanden und im Kontext der Schwimmkurse von den Akteurinnen und Akteuren mitunter entsprechend reproduziert. Obwohl die Positionen des Sprechens im Feld der Schwimmkurse für Frauen mit Migrationshintergrund mit unterschiedlich viel Macht ausgestattet sind, lässt sich im Anschluss an Soeffner und Zifonun (2008: 118) abschließend dennoch konstatieren, dass sich Integration nicht als passive Aufnahme vorgegebener Strukturen im Sinne von Normen und Werten fassen lässt, sondern vielmehr als wechselseitiger Aushandlungsprozess.

Korrespondenzadresse/correspondence address

Karin Tschirren, Ass. Prof. Dr. Sandra Günter,
Dr. Yvonne Weigelt-Schlesinger
Universität Bern, Institut für Sportwissenschaft
Bremgartenstrasse 145, CH-3012 Bern

Anmerkungen

- 1 Die Schreibweise des Zitats entspricht der Originalnotiz.
- 2 Auf Basis einer von Fischer et al. (2012) durchgeführten Re-Analyse der auf Mädchen bezogenen Daten aus der quantitativ ausgerichteten Studie Sport Schweiz 2008 (Lamprecht et al. 2008) läuft aktuell unter der Projektleitung von Elke Gramespacher ein qualitativ angelegtes Forschungsprojekt mit dem Titel „Girls in Sport“ (Projektförderung: Laureus Stiftung Schweiz).
- 3 Bei den Frauen mit Migrationshintergrund in der Schweiz handelt es sich um eine höchst heterogene Gruppe, die gerade im Hinblick auf das Sportengagement einer differenzierten Betrachtung bedarf. Migrantinnen im Sport unterscheiden sich nicht nur nach den verschiedenen Ethnien, sondern auch nach Bildungsgrad, Lebensstil, sozio-ökonomischer Lage, Religionszugehörigkeit und nach ihrem ganz spezifischen soziokulturellen Hintergrund, der ihr gegenwärtiges Leben in der Schweiz bestimmt.
- 4 Zur Analyse des Burkini-Diskurses wurden bzgl. des Zeitraums vom 14.03.2008 bis 14.09.2010 alle deutschsprachigen schweizerischen kosten- und nicht kostenpflichtigen Tages-, Wochen-, Monats- und Halbjahreszeitungen und -zeitschriften im Digital- und Papier-Format untersucht. Der Quellenkorpus wurde mit Hilfe des Nachrichtenarchives der Schweizer Mediendatenbank (SMD) erstellt und beinhaltet insgesamt 67 deutschsprachige Schweizer Quellen, in denen unter dem Suchbegriff „Burkini“ für den genannten Zeitraum 92 Artikel recherchiert wurden. 51 Artikel wurden einer diskursanalytischen Grob- bzw. Strukturanalyse, sieben Artikel einer Feinanalyse unterzogen.
- 5 Bei der übergeordneten Studie von Günter und Tschirren mit dem Kurztitel „Körper im Kulturkonflikt“ handelt es sich um ein von der Eidgenössischen Sportkommission (ESK) mitfinanziertes, auf drei Jahre (2010-2013) angelegtes Forschungsprojekt.
- 6 Auf Schweizerdeutsch geführte Interviews wurden soweit als möglich ins Hochdeutsche übersetzt.

Literatur

- Barker, Dean/Barker-Ruchti, Natalie/Sattler, Simone et al. (2011): Youths with migration backgrounds and their experiences of physical education: An examination of three cases. In: *Sport, Education and Society* 11, S. 275–291.
- Baur, Jürgen/Burmann, Ulrike/Kahlert, Daniela et al. (2009): Evaluation des Programms „Integration durch Sport“. Zusammenfassung und Konsequenzen. <http://www.integration-durch-sport.de/fileadmin/fmdosb/arbeitsfelder/ids/files/downloads_pdf/downloads_2009/Kapitel_1.pdf>. (Zugriff am 14.09.2010).
- Boos-Nünning, Ursula/Karakaşoğlu, Yasemin (2003): Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund im Sport. In: Schmidt, W./Hartmann-Tews, I./Brettschneider, W.-D. (Hrsg.): *Erster Kinder- und Jugendsportbericht*. Schorndorf: Hofmann, S. 319–338.
- Bourdieu, Pierre (2008 [1979]): *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. 19. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1992): *Rede und Antwort*. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag.
- Bröskamp, Bernd (1994): *Körperliche Fremdheit. Zum Problem der interkulturellen Begegnung im Sport*. Sankt Augustin: Academia.
- Bröskamp, Bernd (2008): *Körperliche Fremdheit(en) revisited*. In: Gieß-Stüber, P./Blecking, D. (Hrsg.): *Sport–Integration–Europa. Neue Horizonte für interkulturelle Bildung*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, S. 218–233.
- Bröskamp, Bernd/Alkemeyer, Thomas (Hrsg.) (1996): *Fremdheit und Rassismus im Sport. Tagung der dvs-Sektion Sportphilosophie vom 9.-10.9.1994 in Berlin*. Sankt Augustin: Academia.
- Eidgenössisches Justiz- und Polizeidepartement EJPD, Bundesamt für Migration BFM, Direktion Arbeit, Integration und Bürgerrecht (2008, 15. Dezember): *Umsetzung Maßnahmenpaket Integration 2008. Berichterstattung der Interdepartementalen Arbeitsgruppe Migration IAM an den Bundesrat per Dezember 2008*. <http://www.bfm.admin.ch/etc/medialib/data/migration/integration/berichte.Par.0024.File.tmp/090114_ber_ums_int-d%20.pdf>. (Zugriff am 11.02.2010).
- Europäische Kommission (2007, 7. November): *Weissbuch Sport*. <http://ec.europa.eu/sport/white-paper/whitepaper8_de.htm#2_5>. (Zugriff am 11.02.2010).
- Fischer, Adrian/Wild-Eck, Stephan/Lamprecht, Markus et al. (2010): *Das Sportverhalten der Migrationsbevölkerung. Vertiefungsanalyse zu „Sport Kanton Zürich 2008“ und „Sport Schweiz 2008“*. Zürich: Kantonale Fachstelle für Integrationsfragen und Fachstelle Sport.
- Fischer, Adrian/Lamprecht, Markus/Stamm, Hanspeter (2012): *Sportaktivitäten von Mädchen und jungen Frauen in der Schweiz. Die wichtigsten Fakten*. Zürich. <http://www.laureus.ch/files/factsheet_laureus_girls_in_sport.pdf>. (Zugriff am 7.10.2012).
- Foucault, Michel (2006 [1976]): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*. Bd. 1. 16. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2008 [1975]): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. 11. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Gasparini, William (2008): *Sport und die Integration von Einwanderern in Frankreich. Ein Beitrag zur soziologischen Kritik bestehender Denkmuster*. In: Gieß-Stüber, P./Blecking, D. (Hrsg.): *Sport – Integration – Europa. Neue Horizonte für interkulturelle Bildung*.

- Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, S. 210-217.
- Gebauer, Gunter (1986): Festordnung und Geschmacksdistinktionen. Die Illusion der Integration im Freizeitsport. In: Hortleder, G./Gebauer, G. (Hrsg.): Sport – Eros – Tod. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 113-143.
- Gieß-Stüber Petra/Blecking, Diethelm (Hrsg.) (2008): Sport – Integration – Europa. Neue Horizonte für interkulturelle Bildung. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Grabherr, Matthias/Pieth, Jenny (2007): Begegnung durch Bewegung. Handbuch für den Unterricht. Magglingen: Eidg. Hochschule für Sport Magglingen (EHSM).
- Grabherr, Matthias/Pieth, Jenny (2009): Begegnung durch Bewegung. Bericht zur Wirksamkeitsstudie. Magglingen: Eidg. Hochschule für Sport Magglingen (EHSM).
- Gugutzer, Robert (2004): Soziologie des Körpers. Bielefeld: Transcript.
- Günter, Sandra (2010): „Burkinis sind keine Minarette“. Der Burkini-Diskurs in der Schweiz und seine transnationalen Verschränkungen [Abstract]. In: Lichtblau, K. (Hrsg.): Transnationale Vergesellschaftungen. Abstractband, 35. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Frankfurt/M.: Lembeck, S. 173.
- Günter, Sandra/Tschirren, Karin (2011): 'Burkini Discourse' and the practice of Swimming for migrant women in Switzerland [Abstract]. Abstract Book of the ESA Conference – Geneva, 7-10 September 2011.
<<http://imatis.unige.ch/conference/abstractbooks/abstract.php?aID=2794>>. (Zugriff am 5.12.2012).
- Hartmann-Tews, Ilse (1990): Weibliche Körper-Verhältnisse. Wandel und Kontinuitäten. In: Brennpunkt der Sportwissenschaften 4, 2, S. 146-162.
- Klein, Marie-Louise/Kohty, Jürgen (Hrsg.) (1998): Ethnisch-kulturelle Konflikte im Sport. Tagung der dvs-Sektion Sportsoziologie vom 19.-21. März 1997 in Willebadessen. Hamburg: Czwalina Verlag.
- Kleindienst-Cachay, Christa (2007): Mädchen und Frauen mit Migrationshintergrund im organisierten Sport. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Lamprecht, Markus/Fischer, Adrian/Stamm, Hanspeter (2008): Sport Schweiz 2008. Das Sportverhalten der Schweizer Bevölkerung. Magglingen: Bundesamt für Sport BASPO.
- Lutz, Helma (1992): Rassismus und Sexismus, Unterschiede und Gemeinsamkeiten. In: Foitzik, A./Leiprecht, R./Marvakis, A./Seid, U. (Hrsg.): Ein Herrenvolk von Untertanen. Rassismus – Nationalismus – Sexismus. Duisburg: DISS, S. 57-81.
- Mutz, Michael (2012): Sport als Sprungbrett in die Gesellschaft? Sportengagements von Jugendlichen mit Migrationshintergrund und ihre Wirkung. Weinheim: Beltz Juventa.
- Neckel, Sieghard/Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.) (2008): Mittendrin im Abseits. Ethnische Gruppenbeziehungen im lokalen Kontext. Wiesbaden: VS.
- Oevermann, Ulrich (1993): Die objektive Hermeneutik als unverzichtbare methodologische Grundlage für die Analyse von Subjektivität. Zugleich eine Kritik der Tiefenhermeneutik. In: Jung, T./Müller-Dohm, S. (Hrsg.): „Wirklichkeit“ im Deutungsprozess. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 106-189.
- Pieth, Jenny/Navarra, Katja/Grabherr, Matthias (2008): Bewegung ist Leben. Magglingen: Bundesamt für Sport BASPO.
- Schweizerisches Bundesgericht (2008, 24. Oktober): Auszug aus dem Urteil der II. öffentlich-rechtlichen Abteilung i.S. X. und Y. gegen Stadtschulrat Schaffhausen und Erziehungsrat des

- Kantons Schaffhausen. BGE 135 I 79. <<http://www.bger.ch/index/jurisdiction/jurisdiction-inherit-template/jurisdiction-recht/jurisdiction-recht-leitentscheide1954-direct.htm>>. (Zugriff am 11.2.2010).
- Seiberth, Klaus (2010): Fremdheit im Sport. Ein theoretischer Entwurf. Erscheinungsformen, Erklärungsmodelle und pädagogische Implikationen. Diss. A. Tübingen: Eberhard-Karls-Universität/Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften.
- Soeffner, Hans-Georg/Zifonun, Dariuš (2008): Integration und soziale Welten. In: Neckel, S./Soeffner, H.-G. (Hrsg.): *Mittendrin im Abseits. Ethnische Gruppenbeziehungen im lokalen Kontext*. Wiesbaden: VS, S. 115-132.
- Spöhring, Walter (1989): *Qualitative Sozialforschung*. Stuttgart: B.G. Teubner.
- Stahl, Silvester (2009): *Selbstorganisation von Migranten im deutschen Vereinssport. Ein Forschungsbericht zu Formen, Ursachen und Wirkungen*. Köln: Sportverlag Strauss.
- Stichweh, Rudolf (2010): *Der Fremde. Studien zu Soziologie und Sozialgeschichte*. Berlin: Suhrkamp.
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996): *Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- Thiel, Ansgar/Seiberth, Klaus (2007): Die Integration von Menschen mit Migrationshintergrund im Sport – Möglichkeiten und Grenzen. In: Horn, A./Keyßner, J. (Hrsg.): *Sport integriert – integriert Sport*. Schwäbisch Gmünd: Pädagogische Hochschule, S. 39-54.
- Thiele, Jörg (1999): *Bewegungskulturen im Widerstreit – ein Beitrag zur Begrenzung des Verstehens*. In: Erdmann, R. (Hrsg.): *Interkulturelle Bewegungserziehung*. Sankt Augustin: Academia, S. 22-41.
- Weigelt-Schlesinger, Yvonne (2011): Zwischen Rampenlicht und Abseits – Fußballerinnen mit Migrationshintergrund. *Schlangenbrut. Zeitschrift für feministisch und religiös interessierte Frauen* 112, 29, S. 23-26.

Zeitungsartikel

- Der Blick (23.05.2006). In St. Gallen. Türkin wehrte sich gegen Zwangsheirat. Vater drohte mit Ehrenmord. Von Silvana Guanziroli, S. 14.
- St.Galler Tagblatt (15.08.2009). Der „Burkini“ schlägt politische Wellen. Von Birgit Holzer. Ausland S. 5.

Ulrich Bröckling

Gut angepasst? Belastbar? Widerstandsfähig? Resilienz und Geschlecht

Zusammenfassung: Resilienz ist ein einflussreiches Konzept im Bereich der Entwicklungspsychologie und Gesundheitswissenschaften und bezeichnet die Verfügbarkeit schützender Ressourcen, welche die Vulnerabilität gegenüber Risiken reduzieren. Der Aufsatz untersucht die Resilienzforschung sowie die Programme der Resilienzförderung im Hinblick auf ihre geschlechtsbezogenen Rationalitäten, Sozial- und Selbsttechnologien sowie Subjektivierungsweisen.

Schlagwörter: Resilienz, Prävention, Gesundheitsförderung, Salutogenese, Entwicklungspsychologie.

Well-adapted? Hardy? Resistent? Resilience and Gender

Abstract: Resilience is an influential concept in developmental psychology and public health. It refers to the availability of protective resources reducing the vulnerability towards the impact of risks. The paper explores the gender-related rationalities, technologies and modes of subjectification in resilience research and promotion.

Keywords: resilience, prevention, health promotion, salutogenesis, developmental psychology.

Konturen eines präventiven Schlüsselkonzepts

Dass die Kategorie Geschlecht eine elementare Achse sozialer Ungleichheit bildet, dass die materiellen Lebensbedingungen, gesellschaftlichen Teilhabechancen und individuellen Entfaltungsmöglichkeiten von Frauen und Männern asymmetrisch verteilt sind, das markiert zugleich den gesellschaftstheoretischen Ausgangspunkt wie den politischen Einsatz kritischer Geschlechterforschung. Der Asymmetrie der Risiken und Restriktionen korrespondieren ebenso asymmetrische Fähigkeiten, diese auszuhalten, sich von ihnen zu erholen oder sie gar aus dem Weg zu räumen. Auch individuelle wie kollektive Coping- und Widerstandsstrategien sind abhängig vom Geschlecht, doch die Linien der Ungleichheit verlaufen hier anders als im Hinblick auf die divergierenden Zumutungen, denen Mädchen und Jungen, Frauen und Männer ausgesetzt sind. Es gibt eine Geschlechterdisparität der Belastungen, und es gibt eine andere der Belastbarkeit. Die folgenden Überlegungen richten sich ausschließlich auf die zweite Seite. Sie fragen danach, ob und gegebenenfalls wie sich Mädchen und Jungen, Frauen und Männer in ihren Fähigkeiten unterscheiden, mit widrigen Umstän-

den, traumatischen Erfahrungen und Gefährdungen fertig zu werden. Anders ausgedrückt: Sie fragen nach den Zusammenhängen zwischen Geschlecht und Resilienz.

Der Begriff Resilienz stammt ursprünglich aus der Werkstoffphysik und bezeichnet dort die Eigenschaft elastischer Materialien, nach Anspannung wieder in den Ausgangszustand zurückzuzuschnellen. Man denke etwa an ein Gummiband. In einem allgemeineren Sinne meint Resilienz die Toleranz eines Systems gegenüber Störungen. Der Begriff taucht heute in ganz unterschiedlichen Kontexten auf und dient als übergreifende Chiffre für einen präventiven Umgang mit Risiken und Gefährdungslagen: So findet man unter dem Stichwort „Resilient Cities“ gleich mehrere Netzwerke von Stadtplaner_innen, Kommunalpolitiker_innen, NGOs und anderen zivilgesellschaftlichen Akteur_innen, die Konzepte entwickeln, wie Großstädte sich auf die Folgen von Klimawandel, Umweltzerstörung und zunehmender Ressourcenknappheit einstellen können (ICLEI 2012). Notfall- und Sicherheitsexpert_innen planen unter demselben Label Maßnahmen zur Härtung der Infrastruktur gegen Terrorangriffe oder Katastrophen und diskutieren auf Großkonferenzen unter dem Motto „Detect. Respond. Recover“ über die „CBRN-Resilience“, die Fähigkeit drohende Unfälle oder Attacken mit chemischen, biologischen, radiologischen und nuklearen Massenvernichtungsmitteln zu überstehen (vgl. IQPC 2011).¹ Das Homeland Security Department der US-Regierung wiederum verleiht seit 2012 den *Rick Rescorla National Award for Resilience*, benannt nach einem ehemaligen Offizier und Vietnamkämpfer, der als Sicherheitsbeauftragter bei *Morgan & Stanley* im World Trade Center seit 1993 regelmäßig Katastrophenschutzübungen organisierte, während der Angriffe vom 11. September 2001 erfolgreich die Evakuierung der Mitarbeiter_innen des Unternehmens anführte und dabei ums Leben kam. Verliehen wird der Preis „for emphasizing leadership in effective preparation, response, and recovery in the face of disasters“ (DHS 2012).

Konjunktur hat das Konzept der Resilienz seit einigen Jahren vor allem auch im Bereich der Entwicklungs- und Gesundheitspsychologie, und ausschließlich mit diesem Strang der Resilienzforschung und -förderung und ihren Genderaspekten beschäftigt sich der vorliegende Beitrag. Geschlechtlich codiert sind zwar auch die Bedrohungsszenarien der Sicherheitsexpert_innen oder Ehrungen für heroische Katastrophenschützer_innen – angesichts allgegenwärtiger Gefährdungen haben Heldengeschichten und maskulin aufgeladene Rettungsphantasmen Konjunktur. Allerdings bleibt die Thematisierung der Geschlechterverhältnisse in diesen Diskursen meist implizit. Im Unterschied dazu fragt die entwicklungs- und gesundheitspsychologische Resilienzforschung ausdrücklich danach, welchen Einfluss das Geschlecht auf die individuelle Widerstandsfähigkeit besitzt, und leitet daraus geschlechtsspezifische Fördermaßnahmen ab. Diese laufen allerdings für Mädchen wie für Jungen paradoxerweise gerade auf eine Abkehr von gängigen Geschlechtsrollenstereotypen hinaus.

Der vorliegende Beitrag gibt zunächst einen Überblick über die Entwicklung der psychologischen Resilienzforschung und geht im Anschluss daran auf drei Aspekte genauer ein: *Erstens* fragt er nach der spezifischen Rationalität von Resilienz, d.h. nach den diesem Konzept eigenen Problematisierungen (Wie sind

die Probleme beschaffen, für die Resilienz eine Lösung darstellen soll?), Zielbestimmungen (Was soll mittels Resilienz bewirkt werden? Welche Hoffnungen und Versprechungen knüpfen sich an sie?), Rechtfertigungsordnungen (Nach welchen Bewertungskriterien gilt Resilienz als wünschenswerte Ressource?) und Operationalisierungen (Wie lässt sich Resilienz feststellen, wie kann man sie beeinflussen?). *Zweitens* stellt er einige der Sozial- und Selbsttechnologien vor, mit denen die Resilienz vor allem von Kindern und Jugendlichen gefördert werden soll. Und *drittens* unternimmt es der Beitrag, die mit dem Konzept verbundenen Subjektivierungsweisen herauszupräparieren, d.h. die Vorstellungen darüber, was ein resilientes Selbst auszeichnet, aus welchen Quellen sich seine Resilienz speist, auf welche Aspekte des Subjekts sie sich bezieht, wie die Einzelnen sich selbst begreifen und wie sie mit sich und ihrer Umwelt umgehen sollen, um ihre Resilienz zu erhalten und zu steigern, und nicht zuletzt, welche Muster der Vergeschlechtlichung dem Regime der Resilienz eingeschrieben sind.

Auf der Suche nach der Kraft der Widerständigen

Den Ausgangspunkt des psychologischen Interesses an Fragen der Resilienz bildete die Beobachtung, dass manche Kinder, obwohl sie unter belastenden Umständen aufwuchsen und/oder schweren Traumatisierungen ausgesetzt waren, sich später positiv entwickelten und ihr Leben erfolgreich bewältigten, während andere – die Mehrheit – dauerhafte Beeinträchtigungen davontrugen, eine erhöhte Prävalenz für gesundheitliche Probleme aufwiesen oder sozial auffällig wurden. Die psychologische Resilienzforschung begann als Suche nach dieser „Kraft der Widerständigen“ (Thimm 2009), dem „Geheimnis einer robusten Seele“ (Berndt 2010). Man hoffte herauszufinden, welche Persönlichkeitsmerkmale die vermeintlich „unverwundbaren“, stressresistenten „Superkids“ gegenüber ihren weniger glücklichen Altersgenossen auszeichneten (Anthony 1974; Kauffman u.a. 1979). Den Anfang machte ab 1955 ein Team um die amerikanischen Psychologinnen Emmy E. Werner und Ruth S. Smith (1982; 1992; 2001), das die gesamte Kohorte der auf der hawaiianischen Insel Kauai in diesem Jahr geborenen Kinder in einer Längsschnittstudie über 40 Jahre lang in regelmäßigen Abständen untersuchte. Etwa dreißig Prozent der untersuchten 698 Kinder wurden als *Hochrisikokinder* eingestuft, weil sie gleichzeitig mehreren Risikofaktoren wie chronischer Armut, Komplikationen während ihrer Geburt, psychischer Erkrankung der Eltern und schwierigen Familienverhältnissen ausgesetzt waren. Während zwei Drittel dieser Hochrisikokinder später Verhaltensauffälligkeiten oder gesundheitliche Probleme zeigten, erwies sich ein Drittel als widerstandsfähig gegenüber den Belastungen und entwickelte sich positiv. „Ich erkannte“, schreibt Werner in einem rückblickenden Artikel, „dass das Aufwachsen unter solchen Bedingungen nicht bedeutete, dass sich *jedes* Kind *notwendigerweise* schlecht entwickelte, denn wir untersuchten nicht nur das Leben derer, die ‚untergingen‘, sondern auch derer, die ‚erfolgreich überlebten‘“ (Werner 2011: 32; Herv.i.Org.).

Die Kauai-Studie wie auch weitere Längsschnittuntersuchungen in anderen Ländern zeigten, dass neben den belastenden auch protektive Faktoren existierten, welche die Verwundbarkeit reduzierten und die Widerstandsfähigkeit erhöhten oder im späteren Verlauf des Lebens dafür sorgten, dass die Betroffenen sich von vorausgegangenen Belastungen und Beeinträchtigungen erholten. „Risikofaktoren [ziehen] nicht zwangsläufig eine negative Entwicklung nach sich“, heißt es in einem Überblicksbeitrag,

sondern [können] in ihrer Wirkung durch günstige bzw. ungünstige Bedingungen verringert oder auch verstärkt werden [...]. Schützende Mechanismen können sowohl den Einfluss der Risiken als auch die Sensitivität ihnen gegenüber mindern. Sie reduzieren damit negative und/oder ermöglichen positive Reaktionsketten und können die wechselseitige Dynamik schützender Kind-Umwelt-Faktoren trotz hoher Risikobelastungen und ungünstiger Lebensbedingungen positiv beeinflussen. Das Ergebnis wird als Resilienz bezeichnet. (Richter-Kornweitz 2001: 241)

Unterstellt wird keine absolute Invulnerabilität, sondern eine relative Widerstandsfähigkeit gegenüber pathogenen Umständen oder Ereignissen, die situationsabhängig und im Lebensverlauf variieren kann.

Dieses Modell von Risiko- und Schutzfaktoren, von Stressoren und Ressourcen, Vulnerabilität und Resilienz wurde in der Folge immer weiter ausdifferenziert und empirisch überprüft: So ließen sich sowohl bei den Risiko- wie auch bei den Schutzfaktoren personale, familiäre und im weiteren Sinn soziale Faktoren unterscheiden. Bei den *personalen* Schutzfaktoren werden – in unterschiedlicher Gewichtung und bei nicht immer übereinstimmender, oft auch widersprüchlicher Befundlage – u. a. ein vom Umfeld positiv bewertetes Temperament (ein ‚leichtes‘ im Gegensatz zu einem ‚schwierigen‘ Kind), die Tatsache, als erstgeborenes Kind und als Mädchen auf die Welt gekommen zu sein, aber auch kognitive und affektive Faktoren wie eine positive Wahrnehmung der eigenen Person, eine positive Lebenseinstellung und religiöse Orientierung, gute schulische Leistungen, eine hohe Selbstwirksamkeitserwartung, Selbstkontrolle und Selbstregulation, eine realistische Selbsteinschätzung und Zielorientierung sowie soziale Kompetenz angeführt. Als *familiäre* Schutzfaktoren gelten – auch hier wiederum in unterschiedlicher Gewichtung und disparater Befundlage – u. a. die Stabilität und der hinreichende sozioökonomische Status der Familie, eine sichere und positive Beziehung zu Eltern und Geschwistern, der Familienzusammenhalt, aber auch das Bildungsniveau der Eltern und die Qualität ihrer Beziehung. Die *sozialen* Schutzfaktoren schließlich umfassen u. a. positive erwachsene Rollenmodelle, eine gute Beziehung zu einem Erwachsenen, Kontakte zu Gleichaltrigen, die Qualität der Bildungsinstitutionen und die Integration in prosoziale Gruppen (Bengel/Meinders-Lücking/Rottmann 2009: 48ff.).

Je nach Lebensalter sind in jeder dieser Dimensionen unterschiedliche Faktoren wirksam, und was sich für die einen als Schutzfaktor darstellt, kann für andere die Risiken erhöhen. So gilt für Jugendliche generell ein stabiles soziales Netzwerk und insbesondere die Einbindung in eine Clique Gleichaltriger als resilienzfördernd, während die Entwicklungschancen hochrisikobelasteter oder

bereits als deviant aufgefallener Jugendlicher sich gerade dadurch verbessern sollen, dass sie von ihren Peers getrennt werden (Bender/Lösel 1997). Manche Faktoren zeitigen unmittelbar risikobegrenzende Effekte, während andere die Resilienz nur indirekt beeinflussen, indem sie moderierend auf bestimmte Faktoren einwirken. Zu unterscheiden sind ferner Schutzfaktoren im engeren Sinne, die konkrete Risiken abfedern, und Faktoren, die generell die Entwicklungschancen verbessern und so mittelbar zu verbesserter Resilienz beitragen.

Als Maßstab dienen sowohl subjektive Bewertungen der Betroffenen wie auch extern festgelegte Indikatoren. Resilient ist demnach, wer sich selbst so fühlt und/oder wer nach Auffassung ärztlicher, psychologischer oder sozialarbeiterischer Expertinnen und Experten bzw. aus Sicht der Eltern oder des sozialen Umfelds sein oder ihr Leben meistert: Wenn ein Handbuchartikel einen „positiven Entwicklungsverlauf“ definiert als „positive Selbst- und Fremdeinschätzung (z.B. bezüglich Schulleistungen, Sozialverhalten, Lebenszufriedenheit), Abwesenheit von Psychopathologie und Risikoverhalten, erfolgreiche Bewältigung von Entwicklungsaufgaben“ (Masten/Reed 2002, zit. n. Gragert/Seckinger 2007: 122), dann ist diese Definition keineswegs frei von den Normen und Normalitätsvorstellungen jener gesellschaftlichen Ordnung, in welche die Jugendlichen hineinsozialisiert werden sollen. ‚Positiv‘ bedeutet zunächst einmal so viel wie ‚verursacht keine Probleme‘.

Nach einer ersten Phase der entwicklungspsychologischen Resilienzforschung, in der das Konzept entwickelt und Schutzfaktoren identifiziert und empirisch überprüft wurden, rückten im weiteren Verlauf die komplexen Wirkmechanismen dieser Faktoren, ihre Kontextspezifität und Wechselwirkungen sowie die Dynamik der Entwicklungs- und Anpassungsvorgänge in den Vordergrund. Neuere Forschungen verstehen Resilienz nicht als ein eindeutig definierbares, stabiles Inventar persönlicher Eigenschaften und/oder förderlicher Umweltbedingungen, sondern betonen *erstens* die Prozesshaftigkeit, *zweitens* die Variabilität und *drittens* die Situationsabhängigkeit und Multidimensionalität der protektiven Mechanismen (Bengel/Meinders-Lücking/Rottmann 2009: 20f.). Statt widerstandsfähige Individuen zu suchen, identifiziert man Resilienzkonstellationen. Ein solches Verständnis eröffnet die Möglichkeit gezielter Interventionen: Wenn Resilienz nicht länger als etwas konzipiert wird, das die einen besitzen und andere eben nicht, dann kann man sie trainieren.

In ähnlicher Weise wie die Entwicklungspsychologie, wenn auch mit anderer Begrifflichkeit, verschieben auch die Gesundheitswissenschaften – die Selbstbezeichnung der vergleichsweise jungen Disziplin deutet es an – das Augenmerk von der Pathogenese auf die Salutogenese. In salutogenetischer Perspektive wird nicht gefragt, was krank gemacht hat oder krank zu machen droht, sondern was gesund erhält. Für den israelischen Stressforscher Aaron Antonovsky, auf den der Begriff der Salutogenese zurückgeht, bilden Krankheit und Gesundheit keine einander ausschließenden Zustände, sondern sie markieren die Pole eines Kontinuums (Antonovsky 1997; vgl. Bengel/Strittmatter/Willmann 1998). Krankheit ist demnach nichts anderes als ein niedrigeres Niveau von Gesundheit, Gesundheit nur eine abgeschwächte Form von Krankheit: „Wir sind alle terminale Fälle“, schreibt Antonovsky (1989: 53), „[a]ber solange wir einen

Atemzug Leben in uns haben, sind wir alle bis zu einem gewissen Grad gesund.“ Hatte Emmy Werner die resilienten Kinder als „Überlebende“ im Gegensatz zu denen, die untergehen, charakterisiert, so ist für Antonovsky, zugespitzt formuliert, Leben per se Überleben – auf Zeit. Gesundheit und Krankheit stehen demnach nicht nur in Relation zueinander, das Verhältnis der beiden wird vielmehr antagonistisch gefasst. Die jeweilige Position auf dem Gesundheits-Krankheits-Kontinuum ergibt sich aus dem Verhältnis zwischen den belastenden Stressoren, denen die Einzelnen ausgesetzt sind, und den Widerstandsressourcen, die sie dagegen mobilisieren können: „Stressoren oder Widerstandsdefizite bringen Entropie, Widerstandsressourcen dagegen bringen negative Entropie in das System Mensch“ (Bengel/Strittmatter/Willmann 1998: 34).

Als wesentliche gesundheitsfördernde Einflussgröße, welche „dieses Schlachtfeld von Kräften dirigiert“ (Antonovsky 1997: 150) und die Widerstandsressourcen bündelt, identifiziert Antonovsky eine kognitive wie affektiv-motivationale Grundhaltung, die er Kohärenzgefühl (sense of coherence) nennt und zu deren Messung er eine standardisierte Skala entwickelte. Dabei handelt es sich um eine globale Orientierung, die das Ausmaß ausdrückt, in dem jemand ein durchdringendes, überdauerndes und dennoch dynamisches Gefühl des Vertrauens hat, dass erstens die Anforderungen aus der inneren oder äußeren Erfahrungswelt im Verlauf des Lebens strukturiert, vorhersagbar und erklärbar sind und dass zweitens die Ressourcen verfügbar sind, die nötig sind, um den Anforderungen gerecht zu werden. Und drittens, dass diese Anforderungen Herausforderungen sind, die Investition und Engagement verdienen (Antonovsky 1993: 12).

Während Antonovsky davon ausging, dass dieses Grundgefühl eine vergleichsweise stabile Größe darstellt, deren Entwicklung mit dem Erwachsenenalter weitgehend abgeschlossen ist, arbeitete die salutogenetische Forschung in der Folge in ähnlicher Weise wie die entwicklungspsychologische Resilienzforschung die Vielschichtigkeit und Dynamik der protektiven Faktoren heraus. Entscheidend blieb jedoch Antonovskys Grundimpuls, die Dichotomie von krank und gesund zugunsten eines Gesundheits-Krankheits-Kontinuums aufzulösen. Daraus folgte nicht nur das symmetrische Verständnis von Risiko- und Schutzfaktoren, sondern auch eine Entgrenzung der Interventionen: Wenn keiner mehr richtig krank war, konnte auch niemand ganz gesund sein, weshalb die salutogenetisch fundierte Gesundheitsförderung tendenziell die gesamte Bevölkerung adressierte (vgl. Elberfeld 2010: 21).

Rationalität

Resilienz, so lassen sich die Perspektiven von Entwicklungspsychologie und Gesundheitswissenschaften resümieren, ist ein Effekt schützender Ressourcen, welche die Vulnerabilität gegenüber Risiken reduzieren und auf diese Weise eine positive psychosoziale Entwicklung unterstützen wie auch die Gesundheit fördern. Trotz der optimistischen Rhetorik von Ressourcen- statt Defizitorientierung, trotz der Berufung auf eine normativ hoch aufgeladene „Positive Psychologie“ (Carr 2004; Compton 2007) ist der Zukunftshorizont

der Resilienzprogramme pessimistisch, ihr Telos defensiv: Sie stellen nicht auf Minimierung der Risiken selbst ab, sondern sie wollen die Fähigkeit der den Risiken ausgesetzten Individuen optimieren, die erwarteten Folgen zu ertragen. Ihr Einsatzpunkt liegt jenseits der vertrauten Unterscheidung zwischen Verhältnis- und Verhaltensprävention: Verändert werden sollen weder die risikolastigen Verhältnisse, noch sollen Individuen oder Gemeinschaften von riskanten Verhaltensweisen ablassen; die Maßnahmen zielen vielmehr darauf, die Menschen an die Risiken anzupassen. Statt Belastungen abzubauen, erhöht man die Belastbarkeit. Man mag darin ein realistisches Herunterdimmen der Reichweite vorbeugender Anstrengungen erkennen: Von der Hoffnung, das Eintreten der befürchteten negativen Zukunftsszenarien noch abwenden zu können, hat man sich verabschiedet. Dass es so schlimm schon nicht kommen wird, wenn man nur rechtzeitig alle Register der Vorbeugung zieht, das mag kaum jemand mehr glauben. Der präventive Furor ist geschrumpft zu einem antizipierenden Coping: Was man nicht verhindern kann, darauf will man wenigstens vorbereitet sein. Man kann den Kindern keine bessere Zukunft bieten, aber man kann sie immerhin für die schlechtere rüsten. Der Druck bei der Arbeit und der noch größere Druck, wenn man keine hat, lassen sich nicht abstellen, aber man kann etwas dafür tun, daran nicht zu verzweifeln. In der zitierten Semantik des Überlebens klingt es an: Resilienzförderung ist Survival-Training für alle. Vielleicht erklärt das auch die Beliebtheit erlebnispädagogischer Maßnahmen in den entsprechenden Programmen. Statt Gipfel zu stürmen, übt man das Abseilen. Die Entlastungsfunktion einer solchen Handlungslogik ist offensichtlich: Sie erlaubt es, lähmende Ohnmachtsgefühle angesichts negativer Zukunftsaussichten aktivistisch zu wenden, wenn auch nur in den alltagsfernen Zonen von Schullandheimaufenthalten oder Wochenendseminaren.

In epistemischer Hinsicht beruht Resilienz auf einem kybernetischen Modell der Immunisierung. Sowohl das Konzept der Salutogenese wie auch die entwicklungspsychologischen Resilienztheorien operieren mit Vorstellungen eines selbstregulierenden Systems, das störenden Umwelteinflüssen ausgesetzt ist und sich an die veränderten Außenbedingungen anpassen muss, um sein Fortbestehen zu sichern. Der Fokus liegt auf Adaption des Systems an die Umwelt; die komplementäre Option einer Anpassung der Umwelt an die Erfordernisse des Systems tritt in den Hintergrund. Das Anpassungsvermögen des Systems wiederum hängt an seiner Fähigkeit, Irritationen in Informationen zu übersetzen, um mit seinen eigenen Operationen daran anschließen zu können, anders ausgedrückt: Es hängt an seiner Fähigkeit zu lernen. Dazu bedarf es erstens eines Mindestmaßes an Durchlässigkeit gegenüber der Umwelt; das System muss die Irritationen überhaupt als Irritationen registrieren können. Zweitens muss das System in der Lage sein, die Störsignale nicht nur als bedeutungsloses Rauschen, sondern als relevante Informationen zu verarbeiten. Drittens muss das System über ausreichend Flexibilität, d.h. über Varianzmöglichkeiten in seinen Operationen verfügen, um diese in der Folge umstellen zu können. Um all das nicht nur als singuläre Systemleistung, sondern als fortlaufenden Prozess zu gewährleisten, ist es viertens angewiesen auf Rückkopplungsmechanismen, d.h. es muss sich selbst dynamisch regulieren, indem es seine Ist-Werte laufend mit

einem Soll-Wert vergleicht und im Falle von Abweichungen automatisch gegensteuert. Komplexere Rückkopplungssysteme minimieren nicht nur die Oszillationen um die Führungsgröße, sondern veranlassen das System gegebenenfalls auch zur Neujustierung des Soll-Werts oder sogar zu einem Wechsel in der Programmierung seiner Operationen. Feedbackkontrolle funktioniert über die Mitteilung von Differenz; sie benötigt Abweichungen, um in Tätigkeit zu treten, ist aber zugleich darauf ausgelegt, diese möglichst gering zu halten.

In medizinische Terminologie übersetzt ist das die Funktionsweise eines Immunsystems, und es ist diese weit über biologische Systeme ausgreifende ‚Immunologik‘, die auch das Präventionsregime der Resilienz kennzeichnet: Das kybernetische Abwehrsystem reguliert das Verhältnis des Körpers zur Umwelt und reagiert auf schädliche Einflüsse bzw. schon auf entsprechende Anzeichen mit der flexiblen Mobilisierung von Gegenkräften. Diese müssen geweckt, erhalten und gesteigert werden. Das selbstregulierende System ist dazu auf die – freilich dosierte – Konfrontation mit Stressoren angewiesen, um den externen Herausforderungen gewachsen zu sein; genau das bedeutet Immunisierung. Risiken erscheinen hier nicht mehr als das, was um jeden Preis bekämpft bzw. minimiert werden muss; Risiken sind vielmehr gleichermaßen Bedrohungen des Systems wie die Voraussetzung für seinen erfolgreichen Fortbestand. Prävention im Zeichen der Resilienz operiert nicht als Risikovermeidung, sondern als Risikomanagement. Die immunologische Ordnung erweist sich so als „prozessorische Unordnung“ (Lemke 2000: 8f.), die unentwegt Störungen verarbeitet und so ihre Störungsverarbeitungskompetenz trainiert. Das muss nicht immer so weit gehen, dass noch die Traumatisierung zur Chance umgedeutet wird, aber es geht auch so weit: Resilienzforscher haben bereits ein „Posttraumatic Growth Inventory“ entwickelt, das die – selbstverständlich nur bei adäquater Verarbeitung des Erlittenen – langfristige positiven Effekte von Traumata messen soll (Tedeschi/Calhoun 1996; 2004).

Technologien

Der kybernetischen Ratio des Konzepts korrespondieren die Sozial- und Selbsttechnologien, mit denen Resilienz gefördert werden soll. Sie folgen dem common sense, der sagt, es sei wirksamer, die Stärken zu stärken als Ängste zu schüren oder Verbote auszusprechen. Empowerment hat Vorrang vor Furchtappellen und Disziplinarmaßnahmen. Präventionskampagnen im Zeichen der Resilienz installieren ein liberales Regime des Monitoring, der Feedbackschleifen und kontinuierlichen Selbstadjustierung. Analog zu den Strategien des Risk Assessment isolieren und korrelieren sie Schutzfaktoren, definieren High- und Low-Resilience-Gruppen, -Lebensphasen und -Milieus und kalkulieren die Ressourcen, die sie dann gleichermaßen zum Fließen zu bringen wie anzuzapfen versuchen. Anders als das Präventionsregime der Hygiene, das im Kern Expositionsprophylaxe ist und nach der Maxime ‚Identifiziere den Erreger und schalte ihn aus‘ operiert, interveniert die immunisierende Resilienzförderung vor allem

auf der Ebene der Disposition und setzt bei den Einzelnen und ihrem engeren sozialen Umfeld an.

Die Vielfältigkeit der Schutzfaktoren und die Komplexität ihrer Wechselwirkungen und situativen Abhängigkeiten führen allerdings dazu, dass es weder klar umrissene Strategien noch einen gesonderten Werkzeugkasten zur Resilienzförderung gibt und geben kann. Der Kontextspezifität der Schutzfaktoren entspricht die Unspezifität der Maßnahmen. Es gibt kaum etwas, das nicht zur Stärkung der Abwehrkräfte in Anschlag gebracht wird. Weil es um nicht weniger geht als um ‚Lebenskompetenz‘, kann man vieles machen: Welche pädagogische und/oder psychosoziale Maßnahme lässt sich nicht im Sinne einer Unterstützung der zehn von der Weltgesundheitsorganisation definierten *life skills* verbuchen? Die Fähigkeit, Entscheidungen zu treffen und Probleme zu lösen, kreatives und kritisches Denken, die Fähigkeit, erfolgreich zu kommunizieren, Beziehungsfähigkeit, Selbstwahrnehmung, Empathie sowie die Fähigkeit zum Umgang mit Gefühlen und zur Stressbewältigung² stellen dermaßen allgemeine Ziele dar, dass Resilienzförderung zu einer Catch-all-Kategorie wird: „Prevention of everything – and everything as prevention“ (Billis 1981: 374f.).

Unter dem Label der Resilienzförderung findet sich denn auch ein bunter Strauß an Elternkursen, Suchtpräventionsprogrammen, Anti-Aggressivitäts- und Konfliktlösungs-Trainings, spielzeugfreien Tagen im Kindergarten, Fortbildungen für Lehrer_innen und Erzieher_innen und vieles andere mehr. Selbst die Doku-Soap *Super Nanny* auf RTL wird in einem Überblicksband als niedrigschwelliges Angebot zur Verbesserung der Resilienz aufgelistet (Fröhlich-Gildhoff/Rönnau-Böse 2009: 79). Die Titel der Programme sind ebenso blumig wie nichtssagend, vermutlich greifen sie deshalb gern auf Akronyme zurück: Ein „Fit for Life“ überschriebenes Trainingsprogramm „beinhaltet eine allgemeine Förderung von Lebenskompetenzen, insbesondere der sozialen Fertigkeit und emotional-kognitiven Ressourcen“ in zwölf Modulen (vgl. Jugert 2008); bei SNAKE – die Abkürzung steht für „Stress nicht als Katastrophe erleben“ – üben Schüler_innen der Jahrgangsstufen 8 und 9 in acht Doppelstunden fünf Schritte der Problembewältigung ein (Beyer/Lohaus 2006); ALF – hier steht die Abkürzung für „Allgemeine Lebenskompetenzen und Fertigkeiten“ –, ein vom Münchner Institut für Therapieforschung entwickeltes Programm zur Suchtprävention (IFT o.J.), geht von der Überzeugung aus, „dass man Kinder und Jugendliche nicht nur über die Gefahren des Drogenkonsums informieren, sondern sie auch in ihrer Persönlichkeit und Lebenskompetenz stärken muss, damit sie Zigaretten, Alkohol oder illegalen Drogen widerstehen“. Das in einem Info-Flyer vorgestellte Curriculum für Sechstklässler_innen eignet sich auch als Vorlage für ein Schulkabarett:

So werden beispielsweise die Schüler aufgefordert, einen Raucher zu interviewen. Dann folgt in der Regel die Bearbeitung des jeweiligen Themas. Dazu werden Kleingruppenarbeit, Rollenspiele und Gruppendiskussionen eingesetzt. Beispielsweise soll ein Schüler in einer simulierten Situation Nein zu einer angebotenen Zigarette sagen. Anschließend findet eine Entspannungsübung (z.B. imaginierte Ballonfahrt) und schließlich eine Gesprächsrunde statt, bevor die neue Hausauf-

gabe gestellt wird. Mit dem Manual erhalten die Lehrer/-innen alle notwendigen Arbeitsmaterialien. Die Übungen sind detailliert beschrieben, Instruktionen und Bearbeitungszeiten werden vorgeschlagen. (IFT o.J.)

Niemand wird bestreiten wollen, dass in all diesen Programmen auch pädagogisch Sinnvolles geschieht. Die zugegebenermaßen etwas despektierliche Zusammenstellung von Beispielen dokumentiert jedoch, dass Resilienzförderung über kein spezifisches Repertoire an Interventionen verfügt, dass aber alle, die auf dem Erziehungs- und Gesundheitsförderungsmarkt erfolgreich sein (und Mittel für Modellprojekte und deren Evaluation einwerben) wollen, gut daran tun, das, was sie ohnehin planen, mit diesem Label zu versehen. Vermutlich werden demnächst auch Programme gegen Rechtsextremismus sich darüber legitimieren, dass sie Jugendliche weniger vulnerabel gegenüber den Nazi-Ideologien machen wollen.

Das Konzept der Resilienz liefert insgesamt weniger konkrete Handlungsanleitungen als ein allgemeines Rechtfertigungsmuster und Rationalitätsschema, das es erlaubt, Probleme entlang der Differenz verletzbar versus widerstandsfähig zu definieren und den negativen Beiklang von Risikodiskursen in die Positivsemantik von Entwicklungspotenzialen zu übersetzen.

Subjektivierung und Geschlechterordnung

In welcher Weise werden im Regime der resilienzorientierten Prävention die Einzelnen adressiert? Wie sollen die Einzelnen sich selbst begreifen, in welcher Weise sollen sie an sich arbeiten, um ihre Widerstandsfähigkeit zu steigern? Auf welche Subjektpositionen werden sie verwiesen, und wie sind diese geschlechtlich codiert? Und wieso sind, wie es zumindest einige Studien zur Resilienzforschung nahelegen, Mädchen resilienter als Jungen? Sind Frauen – diesen Kalauer kann ich mir nicht verkneifen – die besseren Stehaufmännchen?

Der französische Soziologe Robert Castel (1983: 51) hat darauf aufmerksam gemacht, dass die damals neuen präventiven Strategien des Screenings „mit der Auflösung des Begriffs des *Subjekts* oder des konkreten Individuums verbunden [sind], der durch einen Komplex von *Faktoren*, die Risikofaktoren, ersetzt wird“. Das gilt ebenso für die Resilienzforschung, die das Individuum in ein Bündel von Schutzfaktoren zerlegt und deren diskontinuierliche Wirksamkeit und Wechselwirkungen herauspräpariert. Wie ein Risiko, so abermals Castel, „nicht aus dem Vorhandensein einer bestimmten Gefahr [resultiert], die von einem Individuum oder auch einer bestimmten Gruppe ausgeht“, sondern sich daraus ergibt, „dass abstrakte Daten oder *Faktoren*, die das Auftreten mehr oder weniger wahrscheinlich machen, zueinander in Beziehung gesetzt werden“ (Castel 1983: 59), so bezieht sich auch Resilienz nicht auf eine gegebene körperliche Disposition oder Charaktereigenschaft, sondern ergibt sich aus der Relation und Interaktion disparater physischer, psychischer und sozialer Indikatoren, deren Einfluss nur über quantitative Längsschnittuntersuchungen und komplexe statistische Verfahren ermittelt werden kann. Das unterscheidet Resilienz zunächst einmal

nicht von anderen psychologischen Konzepten wie Intelligenz, Kreativität oder Introversion/Extroversion. Sie alle sind epistemische Effekte von Testbatterien, experimentellen Versuchsanordnungen, systematischen Beobachtungen oder Verlaufsstudien, in denen individuelles Verhalten, Selbstbeschreibungen oder soziale Beziehungen zuerst in einzelne Elemente zerlegt, diese dann miteinander korreliert und schließlich zu operationalisierbaren Konstrukten rekombiniert werden. Daraus ergibt sich zum einen eine Verwissenschaftlichung der Selbstthematizierungen, die stets im Medium psychologischer (oder pädagogischer oder soziologischer) Theoriemodelle stattfinden und ihre Deutungsrahmen von den entsprechenden Expertinnen und Experten beziehen. Wenn präventive Strategien, gleich ob risiko- oder resilienzorientiert, auf solchen „statistischen Surrogaten heterogener Elemente“ (Castel 1983: 63) aufbauen, vervielfachen sich zum anderen die Interventionsmöglichkeiten. Von welcher Situation lässt sich schließlich mit Sicherheit behaupten, dass sie keine Belastung darstellt bzw. keine Potenziale freisetzt? Folglich kann, der kurze Überblick über die Resilienzförderprogramme hat es angedeutet, jede Situation, aber auch jedes einzelne Merkmal zum Ausgangspunkt risikominimierender und/oder ressourcenstärkender Interventionen werden.

Das Verhältnis der Individuen zu sich selbst ist dabei gekennzeichnet von einer Aufspaltung in eine eigenartige Dreifaltigkeit: Das Subjekt erscheint *erstens* als abstrakter Punkt, dessen Position auf dem Kontinuum von Krankheit und Gesundheit, Norm und Abweichung fortwährend neu justiert wird. *Zweitens* erscheint es als komplexes Gefüge interagierender Faktoren, auf welches *drittens* eine von allen qualitativen Bestimmungen entleerte Entscheidungsinstanz – das Subjekt als Souverän seiner selbst – einwirkt, um die Position des Punkts auf dem Kontinuum in die eine oder andere Richtung zu verschieben.

Das Geschlecht kommt, wenn man nicht die Figur des souveränen Selbst schon als männliche Kodierung identifizieren will, in diesem Subjektivierungsmodell als *ein* Faktor ins Spiel, der sich wiederum in ein Bündel einzelner Unterfaktoren entfaltet. So zeigen einige der Längsschnittstudien, dass Mädchen bis zur Pubertät seltener psychisch erkrankten als Jungen. Während der Pubertät kehrte sich das Verhältnis dann, zumindest bezogen auf depressive Erkrankungen und Essstörungen, um. Im Erwachsenenalter erholten sich jedoch zumindest die in der Kauai-Studie untersuchten Frauen wiederum häufiger als ihre männlichen Altersgenossen mit Verhaltensproblemen und konnten sich besser sozial integrieren als diese (Richter-Kornweitz 2011: 248f.). Durchgängig vulnerabler zeigten sich Jungen im Hinblick auf Lernbehinderungen und externalisierende Verhaltensstörungen, während bei Mädchen eher internalisierende Störungen festgestellt wurden (Bengel/Meinders-Lücking/Rottmann 2009: 62f.). Konstatiert wird außerdem, dass für die abweichende Resilienz von Jungen und Mädchen nicht das unterschiedliche Ausmaß derselben, sondern unterschiedliche protektive Faktoren verantwortlich sind, die wiederum kontextabhängig variieren:

Nach Werner (2007) verfügen Mädchen im Kindesalter eher über personale Ressourcen wie ein ‚umgängliches‘ Temperament, höheres Selbstwertgefühl und Problemlösefähigkeiten als gleichaltrige Jungen. Sie können außerdem zu diesem Zeitpunkt mehr soziale Unterstützung mobilisieren als Jungen. [...] Resiliente Jungen kommen oft aus Haushalten mit klaren Strukturen und Regeln, in denen ein männliches Familienmitglied (Vater, Großvater, älterer Bruder) als Identifikationsmodell dient *und* in denen Gefühle nicht unterdrückt werden. Resiliente Mädchen kommen oft aus Haushalten, in denen sich die Betonung von Unabhängigkeit *mit* der zuverlässigen Unterstützung einer weiblichen Fürsorgeperson verbindet, z.B. der Mutter, Großmutter, älteren Schwester. (Richter-Kornweitz 2011: 248)

So konventionell die der Resilienzforschung eingeschriebenen Annahmen über männliche bzw. weibliche Geschlechterrollen und die familiäre Ordnung sind, generell scheint das Geschlecht keinen unmittelbaren Einfluss auf die Resilienz zu besitzen. Es stellt vielmehr einen moderierenden Faktor dar, dessen Wirkung auf Interaktionseffekten mit anderen Schutzfaktoren beruht (Richter-Kornweitz 2011: 247f.; Bengel/Meinders-Lücking/Rottmann 2009: 64). Nicht das Geschlecht als solches schützt mehr oder weniger, sondern die Schutzfaktoren sind selbst geschlechtsspezifisch: Mädchen und Frauen machen andere Erfahrungen und werden mit anderen Erwartungen konfrontiert als Jungen und Männer; deshalb sind sie unterschiedlichen und unterschiedlich starken Risiken ausgesetzt, deshalb können sie aber auch auf unterschiedliche und unterschiedlich starke Ressourcen zurückgreifen. Es ist diese Vielfalt der Faktoren und ihrer einander verstärkenden oder neutralisierenden Wechselwirkungen, welche die Forschungslage über Zusammenhänge zwischen Resilienz und Geschlecht ebenso unübersichtlich machen wie die zur Resilienz insgesamt. Kaum ein Befund, der nicht in anderen Studien relativiert oder variiert wird. Verzerrt werden die Ergebnisse zudem noch dadurch, dass Jungen und Männer bei Befragungen ein anderes Antwortverhalten an den Tag legen als Mädchen und Frauen, die – so jedenfalls die Vermutung – sich leichter damit tun, über gesundheitliche Probleme zu sprechen. Dafür werden Auffälligkeiten bei Jungen früher und häufiger diagnostiziert, weil diese Probleme eher externalisieren und z.B. durch aggressives Verhalten stören, während Probleme von Mädchen seltener erkannt werden, weil diese sie auf weniger störende Weise verarbeiten.

All das ist wenig überraschend und deckt sich mit den Forschungsfragen und -ergebnissen einer gendersensiblen Sozialisationsforschung. Für die Frage nach der geschlechtlichen Codierung des resilienten Selbst allerdings ist eine Beobachtung von besonderem Interesse, die in den einschlägigen Darstellungen eher am Rande auftaucht:

[R]esiliente Mädchen und Jungen [zeigen] im Gegensatz zu nicht resilienten Mädchen und Jungen für die entsprechende Altersgruppe gering ausgeprägte geschlechtertypische Verhaltensweisen. (Ittel/Scheithauer 2007: 105)

Im Hinblick auf Geschlechterrollen und -stereotype ist der Zusammenhang von Geschlecht und Resilienz demnach negativ. Widerstandsfähiger sind diejenigen Jungen oder Mädchen, die sich gerade nicht wie typische Jungen oder Mädchen verhalten. Anders gesagt: *Undoing gender* scheint der Resilienz förderlicher zu sein als *doing gender*. Aufschlussreich ist die Begründung: Unabhängig vom Lebensalter gilt gerade

ein nicht-geschlechtsstereotypisches Verhalten als Schutzfaktor und resilienzfördernd, da dies Mädchen und Jungen ein breiteres Repertoire an Verhaltensmöglichkeiten und mehr Flexibilität der Bewältigungsstrategien bietet. So zeigen beispielsweise resiliente Mädchen ein größeres Interesse an ihrer Umwelt und an Aktivitäten, die als nicht geschlechtstypisch gelten, als ihre nicht-resilienten Altersgenossinnen. [...] Resiliente Mädchen in der Kauai-Studie weisen nach Werner Geschlechterstereotypen auf, die sonst eher dem männlichen Geschlecht zugeschrieben werden und unterscheiden sich dadurch von der vulnerablen weiblichen Vergleichsgruppe. Sie vertrauen auf die Fähigkeit, ihr Leben zu beeinflussen, sind leistungsorientierter, statusbewusster und sozial unabhängiger als die Vergleichsgruppe. Entsprechend zeigten die resilienten männlichen Heranwachsenden geschlechtsuntypische Ausprägungen von Fürsorge, emotionaler und sozialer Orientierung, also traditionell als ‚weiblich‘ geltende Anteile. (Richter-Kornweitz 2011: 252)

Es kommt dem pädagogisch-sozialarbeiterischen Impetus der Resilienzforscher_innen durchaus entgegen, ihre Befunde als Anrufungen, die Deskriptionen als Präskriptionen zu lesen. Jene förderlichen Persönlichkeitsmerkmale, welche die Entwicklungs- und Gesundheitspsychologie als Indikatoren einer gelingenden Lebensbewältigung identifizieren, fungieren auch als Orientierungsmarken, an denen sich tunlichst ausrichtet, wer seine Belastbarkeit und Widerstandsfähigkeit verbessern will. Die empirische Beschreibung wird dabei zur sozialen Norm, deren Geltungsanspruch gerade deshalb unabweisbar ist, weil er sich auf nichts anderes stützt als auf die Ergebnisse empirischer Forschung. Diejenigen, die als resilient eingestuft werden, avancieren damit zum Vorbild für alle anderen. Was sie stark gemacht hat, soll auch jenen nützen, die es erst werden wollen. Sichtbar werden so die Konturen jener Subjektivierungsfigur, die den Langzeitstudien und Förderprogrammen eingeschrieben ist: Das resiliente Selbst – gleich ob männlich oder weiblich – zeichnet sich vor allem durch Flexibilität und Autonomie aus: Im Vertrauen darauf, dass derjenige, der sich anstrengt, auch etwas bewirken kann, ist es überzeugt, sein Leben aus eigener Kraft managen zu können. Es glaubt, dass Leistung sich lohnt, ist auf sozialen Aufstieg und Unabhängigkeit bedacht, zugleich aber fürsorglich, kooperationsfähig und emotional zugewandt. Ein Verhaftetsein in fixen Geschlechterrollen würde bei einem solchen Anforderungsprofil nur stören, aber ebenso wenig geht es um ein Ideal der Androgynität. Resilient ist vielmehr, so die Botschaft, wer Gegensätzliches kopräsent halten und möglichst viele Register ziehen kann. Um die schon aufgerufene Formel noch einmal zu präzisieren: Weder *doing* noch *undoing*, sondern *multiplying gender* lautet der Arbeitsauftrag.

Die resilienten Mädchen und Frauen, die in der Literatur als Beispiele für die „Kraft der Widerständigen“ (Thimm 2009) herhalten müssen, entsprechen denn auch keineswegs den gängigen Rollenklischees: Greta Garbo, die als Halbwaise und Tochter aus armem Haus mit 14 als Einseifmädchen in einem Friseursalon arbeitete (Thimm 2009: 66); Pippi Langstrumpf, deren Mutter früh starb und deren Vater sich nur sporadisch um sie kümmerte, die aber dennoch ihren reichlich devianten und alles andere als alltäglichen Alltag meistert und sich dabei von niemandem hineinreden lässt (Zander 2008: 15ff.); oder – und für dieses in einem Artikel der *Süddeutschen Zeitung* angeführte Beispiel bedarf es schon einer gehörigen Portion an Zynismus – Natascha Kampusch, die nach acht Jahren in der Gewalt eines Entführers und Vergewaltigers fliehen konnte und sich wenig später vor den Fernsehkameras „als selbstbewusste junge Frau, die in ihrem Innersten unverseht zu sein schien“, präsentierte (Berndt 2010).

Die Geschlechterdifferenzen verschwinden in diesem paradoxen Rollenmodell der Rollenmodellvermeidung nicht, aber sie liefern weniger Identifikations- als vielmehr Abstoßungspunkte. Auch wenn man auf Distanz zu Geschlechterstereotypen geht, macht es doch einen Unterschied, ob ein Junge oder ein Mädchen sich geschlechtsuntypisch verhält. Die binäre Geschlechterordnung mag sich abschleifen, aber dieser Bedeutungsverlust geht mit widersprüchlichen Neujustierungen einher, in denen sich Prozesse der De-Feminisierung mit solchen der Re-Feminisierung, der De-Maskulinisierung mit solchen der Re-Maskulinisierung überlagern (vgl. Burkart 2012). Entscheidend ist dabei, dass die vergeschlechtlichten Verhaltensorientierungen zum Gegenstand selbst- und sozialtechnologischer Kalküle werden: Sie werden wissenschaftlich vermessen, in nützliche oder schädliche, risikosteigernde oder risikosenkende sortiert, und Männer und Jungen, Frauen und Mädchen werden dazu angehalten, sich abhängig von Alter, biologischem Geschlecht, Lebensumständen und situativen Faktoren das jeweils vorteilhafteste Portfolio anzueignen. Der Imperativ der Selbstoptimierung erfordert vor allem eines: Flexibilität.

Begreift man Resilienz in diesem Sinne als Anrufung, fortwährend die eigene Belastbarkeit, Anpassungs- und Widerstandsfähigkeit zu steigern, so wird die neoliberale Grundierung des Konzepts sichtbar, das Emanzipation an Wettbewerbsfähigkeit koppelt:

Nicht nur als Projektionsfläche der Phantasmagorie menschlicher Unbesiegbarkeit scheint das Konzept geeignet. Bei näherer Betrachtung zeigt sich eine Verwandtschaft zum Mythos des amerikanischen Traums. Gemeint ist hier die ideologische Analogie, dass der Einzelne seines Glückes Schmied sei und durch harte Arbeit erfolgreich die eigenen Ziele umsetzen könne, wenn er denn nur wolle. (Gabriel 2005: 215)

Das Geschlecht erscheint dabei *per se* weder als Ressource noch als Restriktion, aber stets entweder als das eine oder als das andere. Die Geschlechterdichotomie wird überlagert von einem nicht minder binären, aber von allen inhaltlichen Bestimmungen entleerten Kosten-Nutzen-Kalkül: Was immer jemand tut oder lässt, auf welche vergeschlechtlichten Verhaltensorientierungen sie oder er sich

dabei affirmativ oder kritisch bezieht, es ist entweder nützlich oder schädlich, entweder Risiko- oder Schutzfaktor – *tertium non datur*. Wie die Bilanz ausfällt, entscheidet letztlich der Erfolg auf den verallgemeinerten Arbeits-, Aufmerksamkeits- und Beziehungsmärkten.

Die Nähe der Subjektivierungsfigur des resilienten Selbst zu dem, was ich in anderem Zusammenhang als *unternehmerisches Selbst* beschrieben habe (Bröckling 2007), liegt auf der Hand: Auch die Unternehmer_innen des eigenen Lebens kalkulieren Risiken, mobilisieren Ressourcen und müssen in der Lage sein, sich fortwährend an Veränderungen ihrer Umwelt anzupassen. Während das unternehmerische Selbst allerdings mit jeder Investition eine Wette auf die Zukunft eingeht und so seinen Nutzen zu maximieren sucht, ist der Zukunftshorizont des resilienten Subjekts darauf zusammengeschnürt, für künftige Bedrohungen und Belastungen gewappnet zu sein. Fertig wird es mit dieser Aufgabe indes genauso wenig wie das unternehmerische Selbst mit der Akkumulation seines Humankapitals. Weil vollkommene Resilienz so wenig zu erreichen ist wie absolute Macht oder totaler wirtschaftlicher Erfolg, ist die Mobilisierung von Widerstandsressourcen eine Arbeit ohne Ende. Wenn man will, mag man auch darin ein vergeschlechtlichtes Subjektivierungsprogramm erkennen: Sisyphus ist ein männlicher Heros.

Korrespondenzadresse/correspondence address

Prof. Dr. Ulrich Bröckling
 Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Institut für Soziologie
 Rempartstr. 15, 79098 Freiburg

ulrich.broeckling@soziologie.uni-freiburg.de

Anmerkungen

- 1 Zur Resilienz im Bereich der Sicherheitsforschung vgl. Coaffee 2006, Lentzos/Rose 2009.
- 2 „[S]kills that can be said to be life skills are innumerable, and the nature and definition of life skills are likely to differ across cultures and settings. However, analysis of the life skills field suggests that there is a core set of skills that are

at the heart of skills-based initiatives for the promotion of the health and well-being of children and adolescents. [...]: Decision making, Problem solving, Creative thinking, Critical thinking, Effective communication, Interpersonal relationship skills, Self-awareness, Empathy, Coping with emotions, Coping with stress“ (WHO 1997: 1f.).

Literatur

- Anthony, E. James: The syndrome of the psychologically invulnerable child. In: Anthony, E. J./Koupernik, C. J. (Hrsg.): *The child in his family*, Vol. 3. New York: John Wiley, S. 529-544.
- Antonovsky, Aaron (1989): Die salutogenetische Perspektive. Zu einer neuen Sicht von Gesundheit und Krankheit. In: *Medicus 2*, S. 51-57.
- Antonovsky, Aaron (1993): Gesundheitsforschung versus Krankheitsforschung. In: Franke, A./Broda, M. (Hrsg.): *Psychosomatische Gesundheit. Versuch einer Abkehr vom Pathogenese-Konzept*. Tübingen: dgvt Verlag, S. 3-14.
- Antonovsky, Aaron (1997): *Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit*. Tübingen: dgvt Verlag.
- Bender, Doris/Lösel, Friedrich (1997): Protective and risk effects of peer relations and social support on antisocial behaviour in adolescents from multi-problem milieus. In: *Journal of Adolescence 20*, S. 661-678.
- Bengel, Jürgen/Meinders-Lücking, Frauke/Rottmann, Nina (2009): *Schutzfaktoren bei Kindern und Jugendlichen – Stand der Forschung zu psychosozialen Schutzfaktoren für Gesundheit*. Köln (BzGA: *Forschung und Praxis der Gesundheitsförderung*, Bd. 35).
- Bengel, Jürgen/Strittmatter, Regine/Willmann, Hildegard (1998): Was erhält Menschen gesund? Antonovskys Modell der Salutogenese – Diskussionsstand und Stellenwert. Köln (BzGA: *Forschung und Praxis der Gesundheitsförderung*, Bd. 6).
- Berndt, Christina (2010): Das Geheimnis einer robusten Seele. In: *Süddeutsche Zeitung*, 30./31.10./1.11., S. 24.
- Beyer, Anke/Lohaus, Arnold (2006): *Stressbewältigung im Jugendalter. Ein Trainingsprogramm*. Göttingen: Hogrefe.
- Billis, David (1981): At risk of prevention. In: *Journal of Social Policy 10*, S. 367-379.
- Bröckling, Ulrich (2007): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Burkart, Günter (2012): Boltanski/Chiapello: Ein feministischer Geist im neuen Kapitalismus?. In: Kahlert, H./Weinbach, C. (Hrsg.): *Zeitgenössische Gesellschaftstheorien und Genderforschung: Einladung zum Dialog*, Wiesbaden: VS, S. 151-173.
- Carr, Alan (2004): *Positive Psychology: The Science of Happiness and Human Strengths*. London: Brunner-Routledge.
- Castel, Robert (1983): Von der Gefährlichkeit zum Risiko. In: Wambach, M. M. (Hrsg.): *Der Mensch als Risiko. Zur Logik von Prävention und Früherkennung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 51-74.
- Coaffee, Jon (2006): From Counterterrorism to Resilience. In: *European Legacy 11*, 4, S. 389-493.
- Compton, William C. (2007): *An Introduction to Positive Psychology*. Belmont: Wadsworth.
- DHS – U.S. Department of Homeland Security (2012) : Secretary Napolitano Announces The Creation Of The Rick Rescorla National Award For Resilience. <<http://www.dhs.gov/news/2012/03/27/secretary-napolitano-announces-creation-rick-rescorla-national-award-resilience>> (Zugriff am 18.02.2013).
- Elberfeld, Jens (2010): Von der Befreiung des Individuums zum Management des Selbst. In: *Recherche*, 3, S. 20-21.
- Fröhlich-Gildhoff, Klaus/Rönnau-Böse, Maike (2009): *Resilienz*. München/Basel: Ernst Reinhardt.
- Gabriel, Thomas (2005): Resilienz – Kritik und Perspektiven. In: *Zeitschrift für Pädagogik 51*, 2, S. 207-217.
- Gragert, Nicola/Seckinger, Mike (2007): Die Bedeutung der Resilienzforschung für die stationären Hilfen zur Erzie-

- hung. In: Sozialpädagogisches Institut (SPI) des SOS-Kinderdorfs e.V. (Hrsg.): *Wohin steuert die stationäre Erziehungshilfe. Dokumentation 5*. München: Eigenverlag, S. 119-148.
- ICLEI – Local Governments for Sustainability (2012): *Resilient Cities Series*. <<http://www.resilientcity.org/>> (Zugriff am 18.02.2013).
- IFT Institut für Therapieforschung München: „ALF Allgemeine Lebenskompetenzen und Fertigkeiten“ – ein Steckbrief. <<http://www.suchtvorbeugungs.de/downloads/alf.pdf>>. (Zugriff am 20.08.2012).
- IQPC – International Quality and Productivity Center (2011): *CBRN Resilience 2011*. <<http://www.iqpc.com/Event.aspx?id=278886>>. (Zugriff am 18.02.2013).
- Ittel, Angela/Scheithauer, Herbert (2007): *Geschlecht als „Stärke“ oder „Risiko“? Überlegungen zur geschlechtsspezifischen Resilienz*. In: Opp, G./Fingerle, M. (Hrsg.): *Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz*. München/Basel: Ernst Reinhardt, S. 98-115.
- Jugert, Gert (2008): *Fit for Life. Module und Arbeitsblätter zum Training sozialer Kompetenzen für Jugendliche*. 6. Aufl. Weinheim/München: Juventa.
- Kauffman, C./Grunebaum, H./Cohler, B./Garner, E. (1979): *Superkids: Competent children of psychotic mothers*. In: *American Journal of Psychiatry* 136, S. 1398-1402.
- Lemke, Thomas (2000): *Immunologik. Beitrag zu einer Kritik der politischen Anatomie*. <www.thomaslemkeweb.de/publikationen/immunologik%206.pdf>. (Zugriff am 23.03.2013).
- Lentzos, Filippa/Rose, Nikolas (2009): *Governing insecurity: contingency planning, protection, resilience*. In: *Economy and Society* 38, 2, S. 230-254.
- Masten, Ann S./Reed, Marie-Gabrielle. J. (2002): *Resilience in development*. In: Snyder, C.R. (Hrsg.): *Handbook of positive psychology*, Oxford: Oxford UP, S. 74-88.
- Richter-Kornweitz, Antje (2011): *Gleichheit und Differenz – die Relation zwischen Resilienz, Geschlecht und Gesundheit*. In: Zander, M. (Hrsg.): *Handbuch Resilienzförderung*, Wiesbaden: VS, S. 240-274.
- Tedeschi, Richard G./Calhoun, Lawrence G. (1996): *The Posttraumatic-Growth-Inventory. Measuring the Positive Legacy of Trauma*. In: *Journal of Traumatic Stress* 9, S. 455-471.
- Tedeschi, Richard G./Calhoun, Lawrence G. (2004): *Posttraumatic Growth: Conceptual Foundations and Empirical Evidence*. In: *Psychological Inquiry* 15, S. 1-18.
- Thimm, Katja (2009): *Die Kraft der Widerständigen*. In: *Der Spiegel* 15, S. 64-75.
- Werner, Emily E. (2011): *Risiko und Resilienz im Leben von Kindern aus multiethnischen Familien*. In: Zander, M. (Hrsg.): *Handbuch Resilienzförderung*, Wiesbaden: VS, S. 32-46.
- Werner, Emily E./Smith, Ruth S. (1982): *Vulnerable but invincible: A study of resilient children*. New York: McGraw-Hill.
- Werner, Emily E./Smith, Ruth S. (1992): *Overcoming the Odds. High Risk Children from Birth to Adulthood*. Ithaca: Cornell UP.
- Werner, Emily E./Smith, Ruth S. (2001): *Journeys from Childhood to Midlife: Risk, Resilience and Recovery*. Ithaca: Cornell UP.
- WHO – World Health Organization, Programme on Mental Health (1997): *Life skills education for children and adolescents in schools: Introduction and guidelines to facilitate the development and implementation of life skills programmes*. Genf, S. 1. <http://www.asksources.info/pdf/31181_lifeskillsed_1994.pdf> (Zugriff am 20.08.2012).
- Zander, Margherita (2008): *Armes Kind – starkes Kind? Die Chance der Resilienz*. Wiesbaden: VS.

AG Queer STS¹

Geschlechterwissen in der Hirnforschung

Ein queerer Blick aus den Science and Technology Studies

Zusammenfassung: Anknüpfend an aktuelle Diskussionen in den Gender/Queer Studies kombiniert der vorliegende Aufsatz eine queere Perspektive mit dem Konzept des Geschlechterwissens, um sich der Produktion von wissenschaftlichem Geschlechterwissen zu widmen. Dabei steht die Herstellung marginaler/hegemonialer Positionen und Normsetzungen in der in den letzten zwei Jahrzehnten hochdotierten und den Medien entsprechend stark präsenten Hirnforschung im Fokus. Basierend auf einer queeren Perspektive aus den Science and Technology Studies werden zwei psychologische Untersuchungen zu Geschlecht und Intelligenz exemplarisch hinsichtlich ihres Beitrages zur Stabilisierung und Reproduktion des Systems der Zweigeschlechtlichkeit analysiert. Fragen, die an die zwei Studien gerichtet werden, lauten: Welcher theoretische Standpunkt wurde gewählt, welche Konzepte fehlen? Welche Methoden kamen in den Studien zur Anwendung? Welche Ergebnisse werden (nicht) hervorgehoben? Welches wissenschaftliche Geschlechterwissen wird durch die Forschung produziert?

Schlagwörter: Wissenschaftsforschung, Queer, Geschlechterwissen, Hirnforschung, diskurstheoretischer Dekonstruktivismus.

Gender Knowledge in Brain Research – A Queer View from Science and Technology Studies

Abstract: In order to illustrate the production of gender knowledge (Geschlechterwissen) in scientific research, this paper draws on recent discussions in Gender/Queer Studies. Following a queer perspective, the article focuses on the reproduction of marginalized/hegemonic positions and normalizations in brain research, which, in the last two decades, has been highly funded and has received strong media attention. After illustrating a queer perspective from the viewpoint of Science and Technology Studies, two exemplary psychological studies on the relationship between sex and intelligence will be used to analyze how sexual binaries are reproduced in and through science. Some of the questions which are discussed in regard to these studies are: Which theoretical approach was chosen? Which concepts are missing? Which methods were used in the two respective studies? Which results are being emphasized, and which ones are being ignored? What kind of scientific gender knowledge is produced by the research carried out?

Keywords: science studies, queer, gender knowledge, brain research, discursive deconstructivism.

Großangelegte Projekte wie das *Project on the Decade of the Brain*² in den USA oder die europäischen Projekte *Blue Brain Project*³ und *Human Brain Project*⁴ verweisen darauf, dass Hirnforschung seit zwei Jahrzehnten weltweit zu den wichtigsten und best-finanzierten Forschungsfeldern gehört. Alleine die Europä-

ische Kommission hat im Zeitraum von 2002 bis 2009 153 Hirnforschungsprojekte mit einem Budget von über 639 Millionen Euro finanziell gefördert (European Commission 2011). Dieser Summe folgt in den kommenden zehn Jahren eine weitere Milliarde Euro für das *Human Brain Project*, das von der EU als ein „Future and Emerging Technologies (FET) Flagship“-Projekt ausgewählt wurde (European Commission 2013). Da Wissenschaft, die mit Steuergeldern gefördert wird, öffentlich kommuniziert werden muss, ist es ganz im Sinne der Forschenden und fördergebenden Institutionen, dass Ergebnisse daraus in vielen Medien rezipiert werden. Ein äußerst beliebtes Thema in populär- sowie wissenschaftlichen Publikationen ist die Frage nach geschlechtsspezifischen Unterschieden im Gehirn (z.B. Brizedine/Vogel 2011; Fine 2010a; Jordan-Young 2010; Larimore/Larimore 2008; Legato/Tucker 2006). Ungeachtet der indifferenten Forschungslage und der vielfach kritisierten Untersuchungen dominiert in den Neurowissenschaften die Grundvorstellung von Unterschiedlichkeiten zwischen den Geschlechtern, während Uneindeutigkeiten und Gemeinsamkeiten seltener publiziert und öffentlich diskutiert werden (Grossi 2008; Kaiser et al. 2009; Nash/Grossi 2007; Schmitz 2010). Diese Schräglage, dieser „publication bias“ (Schmitz 2010: 63), der Teil des medial vermittelten Wissens über die Geschlechter ist, hat weitreichende Folgen und führt, wie Cordelia Fine es formuliert, zu „Missverständnissen in der Öffentlichkeit“:

In addition to overinterpretation, misinterpretation, and misrepresentation, a number of characteristics of neuroscientific information and the way it is often communicated may further contribute to public misunderstanding. (Fine 2010b: 282)

An die feministische Kritik der Neurowissenschaften, wie sie etwa vom Netzwerk *NeuroGenderings* betrieben wird, knüpft der vorliegende Artikel an und macht es sich zur Aufgabe, anhand einer kritischen Darstellung zweier psychologischer Untersuchungen zu Geschlecht und kognitiven Leistungen bzw. Intelligenz aufzuzeigen, (1) welches Wissen über die Geschlechter Eingang in psychologische Untersuchungen findet und (2) welches Wissen darin produziert wird. Dieses wissenschaftliche Geschlechterwissen ist aus einer queeren Perspektive der Science and Technology Studies (STS) kritisch zu betrachten. Theoretischen Hintergrund der Analyse psychologischer Hirnforschung bilden Überlegungen aus der feministischen Wissenschaftsforschung, den Queer Studies und zu Geschlechterwissen, die in den folgenden zwei Abschnitten dargelegt werden. Es folgen in Abschnitt 3 die Analysen der beiden ausgewählten psychologischen Untersuchungen, die in einem abschließenden Resümee hinsichtlich der oben gestellten Fragen betrachtet werden.

Queere Perspektiven in den Science and Technology Studies⁵

Die STS nehmen eine kritische Meta-Perspektive zur Entstehung wissenschaftlichen und technologischen Wissens ein und untersuchen wissenschaftliche Erkenntnis- und technologische Entwicklungsprozesse als soziale Vorgänge. Diese müssen dabei stets kontextgebunden, d.h. als historisch, gesellschaftlich und hier wiederum in eine *scientific community* eingebettet betrachtet werden und dürfen nicht abgegrenzt von den daran beteiligten Individuen gesehen werden (Bammé 2009; Felt et al. 1995; Jasanoff et al. 2001; Kraus 2000: 32f.). STS empfehlen den von ihnen untersuchten Wissenschaftsgebieten ein gewisses Ausmaß der Selbstreflexion und weisen auf *blinde Flecken* hin. Einen tendenziell blinden Fleck der *traditionellen* STS wie in den Wissenschaften allgemein stellt die oftmals unhinterfragte Vorannahme von sozialen Differenzierungskategorien dar, wie zum Beispiel des Systems der Zweigeschlechtlichkeit (Kraus 2000: 33). Diese blinden Flecken untersuchen sowohl feministische Wissenssoziolog*innen und STS-Forscher*innen (Fox-Keller 1998; Hartmann 2007; Schmitz 2006b, 2010; Wetterer 2008) als auch neuere Bewegungen zur Queer STS.⁶ Bevor wir unser Verständnis von einer queeren Perspektive in den Science and Technology Studies darstellen, soll vorerst dargelegt werden, was mit einer *queeren* Sichtweise/Perspektive gemeint ist.

Ähnlich wie sich die Geschlechterforschung aus der Frauenforschung entwickelte, führte die Queer Theory weiter, was Gay und Lesbian Studies in den 1990ern im akademischen Kontext etabliert hatten. Queer Theory konzentrierte sich zunächst auf den Gegenstand Sexualität, doch da Geschlecht und Sexualität interdependente Strukturkategorien darstellen, müssen unweigerlich beide Forschungsbereiche zusammen gesehen werden (Degele 2008; Hartmann/Klesse 2007; Jagose 2001). Dadurch wird das Ausmaß der Problematik der Konstruktion von Geschlecht als binäre Unterscheidungskategorie auf der einen Seite und die Normsetzung von Heterosexualität gegenüber anderen Begehrensstrukturen auf der anderen Seite erkennbar.

In Anlehnung an Nina Degele (2008) lassen sich drei zentrale Argumentationsstränge der Queer Theory formulieren: Zunächst ist Kritik an Konzepten und Kategorien hinsichtlich der Frage zu üben, wer wen/was auf Basis welcher Theorien und Annahmen definiert. Etwas zu benennen und zu klassifizieren ist ein machtvoller Akt, der im Weiteren auch bestimmt, wer/was nicht dazugehört und ausgespart bleibt (Hartmann 2007: 55ff.). Dieser Kritikpunkt ist für die vorliegende Diskussion besonders relevant. Ein zweiter, ebenfalls wichtiger Hinweis der Queer Theory betrifft die Kritik an der Heteronormativität. Damit wird nicht nur auf sexuelle Beziehungsstrukturen verwiesen, sondern auf sämtliche soziale Beziehungen, die von Heterosexualität reguliert werden (Hartmann/Klesse 2007: 9; Jackson 2006). Drittens übt die Queer Theory Kritik an einem essentialistischen Identitätskonzept, das Attribute, Vorlieben oder Eigenschaften als stabile Teile der Identität betrachtet, die über die gesamte Lebensspanne beibehalten werden (Jagose 2001: 78ff.).

Zentrales Ziel der Queer Theory und ihrer empirischen Anwendung im Rahmen der Queer Studies ist, hegemoniale Praktiken in den Themenfeldern

Sexualität, Gender, Behinderung, Ethnizität etc. aufzuzeigen und zu kritisieren. Dort, wo Theorien, aber auch Praktiken, übergeneralisieren, vereinfachen, Binaritäten erzeugen, Hierarchien und Mechanismen der Exklusion aufbauen, wollen queere Ansätze bewusst Kritik üben und alternative Sichtweisen entgegensetzen. Eine queere Sichtweise in der Wissenschaftsforschung bzw. in den STS einzunehmen, bedeutet daher in unserem Verständnis, einerseits zu analysieren und zu reflektieren, wie Normsetzungen in den Wissenschaften entstehen und daraus hegemoniale bzw. marginalisierte Positionen folgen. Andererseits heißt es aber auch, marginalisierte Positionen mit in den Blick zu nehmen bzw. deren Perspektiven einzunehmen und dadurch die Allgemeingültigkeit hegemonialer Positionen und Normsetzungen in den Wissenschaften in Frage zu stellen (Minton 1997). Eine Normsetzung in den Wissenschaften ist beispielsweise die Vorannahme der Unumstößlichkeit der Geschlechterbinariät. Durch die Übergeneralisierung von Zuschreibungen in vielen wissenschaftlichen Studien wird alles, was nicht eindeutig entweder *Mann* oder *Frau* zugeordnet werden kann, marginalisiert und zugleich auch pathologisiert. In dieser hegemonialen Sichtweise bleiben Alternativen zu einem binären Verständnis von Geschlecht unsichtbar. Queere Kritik arbeitet hier auf einen Perspektivenwechsel hin: Sie relativiert hegemoniale Positionen und hinterfragt die Prozesse, in denen wissenschaftliches (und oft normierendes) Wissen generiert wird. Aus dieser queeren Meta-Perspektive soll anhand der vorliegenden Analyse gezeigt werden, wie sich das zweigeschlechtliche System aufgrund der Vorannahme einer stabilen und dauerhaften binären Geschlechterkategorie in Studien der Hirnforschung nach wie vor selbst reproduziert. Zuvor wird jedoch das zweite theoretische Konzept vorgestellt, das der vorliegenden Analyse zugrunde liegt.

Erkenntnisleitende Dimensionen von Geschlechterwissen

Das Konzept des Geschlechterwissens bietet eine zweite Meta-Perspektive auf die Wissensproduktion und die Reproduktion der Zweigeschlechtlichkeit in der Hirnforschung. Der Begriff des Geschlechterwissens entspringt einer aktuellen Diskussion in der Geschlechtersoziologie, doch seine Wurzeln reichen weit zurück (Dölling 2003, 2005; Wetterer 2008). Für die vorliegende Analyse sollte die Unterscheidung zwischen „objektiviertem, gesellschaftlichen bzw. kollektiven Geschlechter-Wissen“ und „subjektivem ‚Geschlechter-Wissen‘ von AkteurInnen“ (Dölling 2005: 50) stets mitgedacht werden. Ersteres setzt sich aus (1) Alltags- und Erfahrungswissen, (2) Expertenwissen und in Institutionen hervorgebrachtem Wissen (z.B. in der Wissenschaft, im Recht, in den Religionen) und (3) popularisiertem Wissen, das von Medien, Ratgebern, Parteien etc. verbreitet wird, zusammen (Dölling 2005: 51). Auf individueller Ebene beschreibt sie Geschlechterwissen als

den biographisch aufgeschichteten, sich aus verschiedenen Wissensformen zusammensetzenden und strukturierten Vorrat an Deutungsmustern und an Fakten- und/oder Zusammenhangs-Wissen, mit dem die Geschlechterdifferenz wahrgenommen, bewertet, legitimiert, begründet bzw. als selbstverständliche, quasi ‚natürliche‘ Tatsache genommen wird. (Ebd.: 49)

Stefan Hirschauer (1996) diskutierte Geschlechterwissen schon früher, als er die Zweigeschlechtlichkeit als Wissenssystem charakterisierte, das sich aus (1) diskursivem, (2) visualisiertem und (3) praktischem Geschlechterwissen zusammensetzt. Neben (1) den Diskursen, die einen dichten Sinnzusammenhang stricken, „aus dem kaum zu entinnen ist, da ‚alles und jedes‘ durch ‚Erklärungen‘ wieder in das Legitimationsgefüge eingegliedert werden kann“ (ebd.: 246), sorgen (2) Visualisierungen in Form von Diagrammen, Fotos, Zeichnungen oder Werbeabbildungen „für eine ständige Augenfälligkeit der Realität“ (ebd.: 247).⁷ Vielfach liegt diesen Visualisierungen (3) praktisches Wissen, also ein *knowing how*, ein Können, zugrunde. Zweigeschlechtlichkeit wird nämlich auch einverleibt und drückt sich dann im Habitus der Gesellschaftsmitglieder, in ihren Bewegungen und ihrem Tun aus (Bourdieu 1997; Klein 2010).

Hirschauers Vorschlag lautet, sich die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit, also ihre Reproduktion, wie eine Infrastruktur aus verschiedenen Komponenten vorzustellen. Eines dieser Elemente, nämlich „die kognitive Stabilität der Zweigeschlechtlichkeit als Wissenssystem“ (Hirschauer 1994: 680), wird in diesem Artikel genauer beleuchtet, da die Frage, „wie die Geschlechterdifferenz durch wissenschaftliche Wissensproduktion mitproduziert wird“ (Hirschauer 2004: 19), eine aktuelle und wichtige ist. In der folgenden Analyse wird die Wissensproduktion in der psychologischen Hirnforschung als ein Aspekt einer permanent stattfindenden sozialen Praxis der Geschlechterunterscheidung herausgegriffen und kritisch betrachtet. Nicht zuletzt deshalb, weil die Naturwissenschaften in der Gesellschaft hohe Legitimation besitzen und an der Reproduktion eines „zweigeschlechtlichen Kosmos“ (ebd.: 24) große Anteile tragen, ist es von großer Bedeutung, diesen Fragen nachzugehen.

Diskurstheoretische Dekonstruktion psychologischer Hirnforschung

Die beiden folgenden Analysen folgen methodologisch der Tradition feministischer Wissenschaftskritik (Bleier 1984; Fausto-Sterling 1988; Fox-Keller 1998; Harding 1986) und sind dem diskurstheoretischen Dekonstruktivismus (Butler 1991; Degele 2008) zuzuordnen. Demnach wird ganz im Sinne der Queer Theory der analytische Fokus auf die Normsetzungen, insbesondere der von Geschlecht als binäre Kategorie,⁸ gelegt. Nina Degele (2008: 11) folgend, die dafür plädiert, Gender Studies „auf queerende Weise zu betreiben [...], sie auf ihre unhinterfragten und nicht reflektierten Naturalisierungen und Ausschlussmechanismen hin zu überprüfen“, werden im vorliegenden Artikel neuropsychologische Studien und deren Diskurse zu Geschlechterunterschieden dekonstruiert. Die beiden analysierten Forschungsarbeiten von Elisabeth Weiss et al. (2003) und

Helmuth Nyborg (2005) wurden exemplarisch ausgewählt, um möglichst viele Elemente der hegemonialen und normsetzenden Wissenschaftsarbeit abbilden und diskutieren zu können. Dabei fiel die Wahl auf diese zwei Aufsätze, weil sie sich hinsichtlich ihrer Vorannahmen über Geschlecht unterscheiden, wie im Folgenden noch erkenntlich wird.

Als Ziel der Studie, auf welcher der Artikel „Sex differences in cognitive functions“ von Weiss et al. (2003) basiert, benennen die Autor*innen die Klärung der Frage nach dem Ausmaß kognitiver Geschlechtsunterschiede. Für dieses Unterfangen nutzten die Forschenden gebräuchliche psychologische Tests⁹, um allgemeine, verbale sowie visuell-räumliche Fähigkeiten von 97 Studierenden zu erfassen. Nach dem Absolvieren der jeweiligen Tests mussten die Studierenden eine Selbsteinschätzung ihrer Leistungen abgeben, die mit den tatsächlichen Ergebnissen korreliert wurde, um Schlüsse auf die Herkunft von Geschlechtsdifferenzen ziehen zu können.

Wenig überraschend, aber kritisch zu betrachten, ist die der Studie zugrunde liegende Annahme von ausschließlich zwei unterschiedlichen und klar definierbaren Geschlechtern, die historisch gewachsen und auch auf biologischer Ebene streitbar ist (Fausto-Sterling 1988; Voß 2010, 2011). Nina Degele (2008: 133) beschreibt die Annahme von zwei Geschlechtern in wissenschaftlichen Untersuchungen als Reifizierung: „In die Untersuchung wird hineingetragen, was man eigentlich untersuchen möchte“ (siehe auch Buchen et al. 2004; Gildemeister/Wetterer 1992). Augenfällig ist auch die scheinbar willkürliche und synonyme Verwendung der Worte *sex* und *gender* bei Weiss et al. (2003), die nicht mit der bewussten Gleichsetzung „sex/gender“ von feministischen Hirnforscher*innen verglichen werden kann (Kaiser et al. 2009; Schmitz 2010). So heißt es beispielsweise:

Nevertheless a thorough defining of these *sex* differences is important to understand the behavioural problems of these diseases and to develop a more refined approach to their treatment. However, the research into *gender* differences needs to be approached with caution, because many variables like culture, gender, self-perception, hormones etc. influence the results. (Weiss et al. 2003: 864)

Eine Infragestellung bzw. Dekonstruktion dieses binären Begriffsduos an dieser Stelle hintanstellend (Butler 1991; Dussauge/Kaiser 2012: 212; Schmitz 2005), wäre zumindest eine korrekte Verwendung der Begriffe – beispielsweise nach der Definition von Candace West und Don Zimmerman (1987) – einzufordern, da die Untersuchungsargumentation auf der Annahme eines biologischen Geschlechts fußt. Interessant, aber aus dem Artikel leider nicht ersichtlich, wäre die Art und Weise der durchgeführten Geschlechterzuordnung.¹⁰ Zu vermuten ist, dass die Proband*innen ihr Geschlecht aus zwei Kategorien auswählen mussten, darauf weisen die statistischen Auswertungen (einer binären Geschlechterkategorie) hin.

Aus einer queeren Perspektive, die unter anderem darauf hinarbeitet, Zweigeschlechtlichkeit zu dekonstruieren, wirkt die Studie sehr ambivalent. Auf der einen Seite zielt sie darauf ab, Unterschiede zwischen Männern und Frauen zu

finden, auf der anderen Seite bezieht sie den möglichen Einfluss sozio-kultureller Faktoren auf eventuelle Geschlechtsunterschiede mit ein: „As mentioned above, these sex differences may be due to socio-cultural factors“ (Weiss et al. 2003: 865). Doch obwohl die Forschenden die Wichtigkeit dieses Einflusses postulieren, scheint es keine Auswirkungen auf das Experiment oder die darauf folgende Interpretation zu haben, denn solche möglichen sozio-kulturellen Einflussfaktoren gehörten miterhoben und -analysiert.¹¹ Auch die Tatsache, dass sich die Stichprobe ausschließlich aus Psychologie- und Medizinstudierenden zusammensetzt, bleibt unreflektiert, was zu bemängeln ist (Voß 2011: 123). Wegen fehlender Hypothesen, die eine wichtige Komponente psychologischer Experimente darstellen (Hussy et al. 2010: 1ff.), ist keine Begründung zu finden, inwiefern die durchgeführte Selbsteinstufung zur Erklärung eventueller Geschlechtsunterschiede beitragen kann.

Ein nächster kritikwürdiger Aspekt der Untersuchung von Weiss et al. (2003) ist die fehlende Beachtung möglicher *stereotype-threat*-Effekte, ein Sachverhalt, der auch bei Fine (2012) diskutiert wird. Der Begriff des *stereotype-threats* beschreibt den Effekt, der bei bewusstem Angehören zu einer mit Stereotypen besetzten Gruppe zu Leistungsminderungen (Shih et al. 1999), *self-handicapping* (Keller 2002) oder anderen Auswirkungen führen kann (Stroessner/Good o.J.). In der Untersuchung von Weiss et al. (2003) besteht die Möglichkeit, dass verschiedene Faktoren *stereotype-threat*-Effekte mitbedingt haben. Unter der Betrachtung des mit Stereotypen besetzten Untersuchungsgegenstandes (verbale und visuell-räumliche Fähigkeiten) ist es nicht unwahrscheinlich, dass Stereotypen salient wurden und sich somit ein *stereotype-threat*-Effekt eingestellt hat (Huguet/Régner 2007). Schon das bloße Ankreuzen der Geschlechtskategorie im demografischen Teil eines Fragebogens kann zu *stereotype-threat*-Effekten führen (Ambady et al. 2001). In der Studie von Weiss et al. (2003) ist allem Anschein nach weder ein potenzieller *stereotype-threat*-Effekt geprüft worden, noch wurde eine Maßnahme getroffen um sein Auftreten zu verhindern.¹² Der letzte Kritikpunkt betrifft die Überinterpretation nicht-signifikanter Ergebnisse. Weiss et al. (2003) fanden keinen signifikanten Unterschied zwischen Männern und Frauen in visuell-räumlichen Fähigkeiten. Trotzdem postuliert die Autor*innengruppe, dass Frauen in diesem Bereich von Männern leistungsmäßig übertroffen wurden: „In general, we found, that [...] men outperform women on visual spacial tasks“ (Weiss et al. 2003: 863).¹³

Die zweite Untersuchung, die aus einer queeren Perspektive einer kritischen Prüfung unterzogen wurde, stammt von Helmuth Nyborg (2005) und behandelt die Korrelation zwischen Intelligenz und biologischem Geschlecht. Nyborgs Artikel, so viel sei vorweg anzumerken, basiert auf einem höchst kontroversen Projekt und seine Veröffentlichung in einer renommierten Peer-Review-Zeitschrift hat sowohl Wellen der Empörung über die getroffenen Aussagen als auch öffentliche Unterstützungserklärungen für den umstrittenen dänischen Wissenschaftler nach sich gezogen.¹⁴ Höhepunkt der Diskussion bildete Nyborgs Suspendierung von der Aarhus University, die später zurückgezogen und vonseiten der Danish Committees on Scientific Dishonesty in eine Verwarnung umgewandelt

wurde (Frölund 2011; siehe auch Wikipedia). Trotz der öffentlichen Debatten, die Nyborgs Artikel in der Vergangenheit nach sich gezogen hat, sprechen neben der Tatsache, dass feministische Kritik daran bislang ausblieb, mehrere Aspekte dafür, den Artikel gründlich zu analysieren. An erster Stelle sei hier genannt, dass der Artikel nach wie vor bei Internetrecherchen zum Thema *Hirnforschung und Geschlecht* aufscheint und online über ELSEVIER bezogen werden kann. Zusätzlich dazu ergibt eine Suche im *Social Sciences Citation Index*, dass Nyborg in 26 weiteren wissenschaftlichen Artikeln zitiert wird, größtenteils um Ergebnisse zu untermauern oder Geschlechterdifferenzen zu belegen (u.a. Jackson/Rushton 2006; Jaušovec/Jaušovec 2012; Lynn/Irwing 2008). Somit kann davon ausgegangen werden, dass Nyborgs Ansichten weiterhin gelesen werden und auch Eingang in wissenschaftliche Studien sowie in weiterer Folge in populärwissenschaftliche und mediale Berichterstattungen zu neurowissenschaftlichen Fragestellungen finden. Insbesondere die Verfügbarkeit und Rezeption machen Nyborgs Aufsatz analyseträftig und diskussionswürdig.

Ausgangspunkt der Überlegungen Nyborgs ist die von ihm postulierte männliche Dominanz in der Gesellschaft. Um klären zu können, warum Männer in allen gesellschaftlichen Bereichen wie Ausbildung, Erwerbstätigkeit und Politik dominieren, argumentiert der Autor mit angeborenen, biologischen Differenzen zwischen Frauen und Männern:

First, males dominate at higher ranks of education, research, occupation and political power structures that call for capacity to deal with complexity, which is just another way of defining general intelligence g. Second, males have, on average, larger brains than females, and brain size correlates positively with intelligence. (Nyborg 2005: 498)¹⁵

Nyborgs Vorgehen trägt damit entscheidend dazu bei, Geschlechterdifferenzen durch wissenschaftliche Wissensproduktionen zu reproduzieren und das System der Zweigeschlechtlichkeit zu stabilisieren (Fausto-Sterling 1988; Fox-Keller 1998; Schmitz 2006b). Die Formulierung seiner Hypothesen macht sowohl Nyborgs Standpunkt hinsichtlich einer männlichen Überlegenheit als auch seine Absicht deutlich, eine Differenz in der Intelligenz von Frauen und Männern herauszustellen. Daher werden im Folgenden ausgewählte Hypothesen diskutiert, um zu zeigen, wie damit hegemoniale Positionen und Normsetzungen in der Wissenschaft verfestigt werden.

In seiner ersten Hypothese – „Ambiguous definitions of intelligence and inadequate use of analytic methods explain the empirical inconsistency“ (Nyborg 2005: 498) – geht der Autor den inkonsistenten Ergebnissen jener Studien nach, die sich mit Intelligenz und Geschlecht beschäftigen. Auch wenn somit erfreulicherweise ein Hinweis auf die ambivalente Forschungslage existiert – also auch ein Hinweis auf Studien, deren Fokus nicht auf Geschlecht liegt bzw. die keine Unterschiede zwischen den Geschlechtern nachweisen können –, so führt Nyborg diese unterschiedlichen Ergebnisse auf konzeptuelle und analytische Schwierigkeiten der empirischen Forschung zurück. Die Möglichkeiten, dass a) geschlechtsbezogene Unterschiede nicht existieren, b) Frauen besser abschnei-

den als Männer, oder c) die Einordnung der Gesellschaftsmitglieder in zwei Geschlechtskategorien zu kurz greift, werden überhaupt nicht in Erwägung gezogen. Desgleichen findet der Einfluss von sozio-kulturellen Aspekten auf die Ergebnisse keine Beachtung.

Basierend auf seiner zweiten Hypothese – „The proper analytical approach will identify a male lead in *general intelligence g*“ (Nyborg 2005: 499) – bewertet der Forscher die existierende Forschungslandschaft zu Intelligenz und Geschlecht, wobei sein Vorgehen den Schluss nahelegt, keine objektiven Bewertungskategorien festgelegt zu haben. Für diesen Artikel ist von Bedeutung, dass Untersuchungen von Nyborg einen positiven Bewertungspunkt „for testing whether sex loads statistically significantly on *g*“ (Nyborg 2005: 499) bekommen haben, und zwar nur dann, wenn sich die Intelligenz signifikant zwischen den Geschlechtern unterschied. Studien, die Geschlecht nicht als Testvariable in ihre Forschung mit einbezogen, haben hier ebenso das Nachsehen wie solche, die keinen signifikanten Geschlechterunterschied fanden. Diese Vorgehensweise ist aus einer queeren Perspektive höchst problematisch und kann als eine Art Suche nach Geschlechterdifferenzen interpretiert werden (Kaiser et al. 2009; Schmitz 2006a: 68; Voß 2011: 128). Dies erweist sich als eine Praxis, die das System der Zweigeschlechtlichkeit reproduziert. Nyborg versäumt zugleich darauf hinzuweisen, dass Unterschiede in der Intelligenz auf sozio-kulturelle oder Lerneinflüsse zurückzuführen sein könnten bzw. negiert das in den Neurowissenschaften mittlerweile verbreitete Konzept der Plastizität des Gehirns (Kaiser et al. 2009; Schmitz 2010). Ebenso wenig merkt Nyborg im Gegensatz zu Weiss et al. (2003) an, dass die Überschneidung der Ergebnisse von Frauen und Männern in Bezug auf Intelligenz in den meisten Fällen größer ist als die Differenz zwischen den Gruppen.

Besonders kritisch hervorgehoben werden muss Nyborgs vierte Hypothese: „The *g* lead and wider distribution transform into an exponentially increased male-female ratio at the very high end of the *g* distribution, which partly explains male dominance in society“ (Nyborg 2005: 506). Mittels dieser Hypothese möchte der Autor die männliche Dominanz in gesellschaftlichen Bereichen wie Bildung, Arbeit und Politik anhand des allgemeinen Intelligenzindikators *g* begründen, den er als beste einzelne erklärende Variable für die Vorhersage von beruflichem Status, Einkommen und Leistungen in diversen Lebensbereichen und damit als neurologische Grundlage der universellen männlichen Dominanz in der Gesellschaft betrachtet (Nyborg 2005: 507). Das Sichtbarmachen kausaler, aber inkonsistenter Schlussfolgerungen (wie z.B. jener von einer vermeintlichen biologischen Differenz auf einen kulturellen und sozialen Ausschluss von Frauen) ist neben dem Aufzeigen von Instabilitäten in scheinbar eindeutigen Diskursen ein wesentlicher Verdienst diskurstheoretischer Dekonstruktion (Degele 2008). Es existieren viele Untersuchungen, die zeigen, dass die männliche Dominanz in Gesellschaft und Arbeitsleben von Faktoren wie Sozialisation oder Karrierebarrieren für Frauen wie beispielsweise homosozialer Reproduktion (Kanter 1977), einer gläsernen Decke (Wirth 2001) etc. beeinflusst werden. Die auf dem System der Zweigeschlechtlichkeit aufgebaute Argumentation, gesellschaftliche Phänomene mittels vermeintlicher biologischer Differenzen erklären zu wollen,

findet wie teilweise im Fall neurowissenschaftlicher Forschung unreflektiert Eingang in öffentliche Debatten. Aus feministischer und wissenschaftsethischer Sicht ist dies höchst kritisch zu sehen, wie im Folgenden noch einmal resümierend dargelegt wird.

Resümee und Empfehlungen

Es wurden in diesem Aufsatz zwei psychologische Untersuchungen skizziert, die hinsichtlich zahlreicher Aspekte kritisch zu betrachten sind, wobei sich einige dieser Kritikpunkte wie „Verstöße gegen die Regeln guten empirischen Arbeitens lesen [lassen]“ (Degele 2008: 241). Die Kombination aus feministischer STS, Queer Theory und wissenssoziologischen Überlegungen zum Geschlechterwissen erwies sich dafür als fruchtbarer theoretischer Hintergrund. Da einige Kritikpunkte besonders diskussionswürdig sind, werden sie an dieser Stelle noch einmal kurz angerissen.

Beginnend bei der Untersuchung von Weiss et al. (2003) verweist die beliebige Verwendung der Begriffe *sex* und *gender* auf eine fehlende Auseinandersetzung mit den Begrifflichkeiten und den dahinterstehenden theoretischen Konzepten. Wenn man sich schon mit dem Thema *sex differences in cognitive functions* auseinandersetzt, kann eine gewisse Kenntnis über *sex* und *gender* und eine Sensibilität in Hinblick auf die Verwendung der Begriffe vorausgesetzt werden. Keine Forschung sollte ohne die entsprechende Expertise zum Untersuchungsgegenstand durchgeführt werden, schon gar nicht, wenn sie wie im vorliegenden Fall der geschlechtervergleichenden Gehirnforschung in gesellschafts- und gleichstellungspolitische Diskussionen eingebunden ist. Ähnliches gilt für Nyborg (2005), der in seiner Studie zur Erklärung sozialer Unterschiede in unserer Gesellschaft, die sich, wie er es formuliert, durch die männliche Dominanz in zahlreichen Gesellschaftsbereichen ausdrücken, biologische Differenzen heranzieht. Zu hinterfragen ist nicht nur seine Wahrnehmung von der männlichen Dominanz in unserer Gesellschaft, in der Hierarchien unter Männern ebenso wie Frauen in Führungs- und leitenden Positionen ausgeblendet werden. Auch seine biologisch-deterministische Sichtweise, in der neuere neurowissenschaftliche Erkenntnisse und Ansätze keinen Platz haben, ist höchst kritikwürdig. Der heteronormative Blick, der von Nyborg eingenommen wird, erweist sich von Beginn seiner Forschungsarbeit an als höchst problematisch. Es macht den Anschein, als würden sowohl Weiss und ihre Kolleg*innen als auch Nyborg schon mit einem unhinterfragten Differenzwissen an ihre Forschungsarbeiten herantreten, was sich etwa auch in Nyborgs einseitiger Interpretation der ambivalenten Forschungslage zeigt. Vielfach wird in die Untersuchung hineingetragen bzw. vorausgesetzt, was eigentlich erforscht werden soll, was einer Reifizierung gleichkommt. Im Zuge dessen ist auch kritisch anzumerken, dass das methodische Vorgehen in beiden Artikeln teilweise sehr verkürzt dargelegt wurde, man dadurch beispielsweise bei Weiss et al. (2003) nichts über die Gruppenzusammensetzung bei den neuro-psychologischen Tests erfährt und somit ein *stereotype-threat*-Effekt nicht ausgeschlossen wer-

den kann. An der Überinterpretation nicht signifikanter Ergebnisse und allen aufgezählten Kritikpunkten lässt sich erkennen, welches Geschlechterwissen bei den Forscher*innen als legitim erachtet wird. Dem Differenzwissen der Wissenschaftler*innen widersprechende Ergebnisse aus anderen Studien oder aus den eigenen Untersuchungen werden ausgeblendet.

Mit unserer Analyse konnte gezeigt werden, wie Vorannahmen über Geschlechterdifferenzen in psychologische Untersuchungen einfließen und jenes wissenschaftliche Differenzwissen produziert wird, das von den Medien und in der Populärliteratur gerne rezipiert wird. Die Gefahr dieses Zirkels beispielsweise für gleichstellungspolitische Belange sei an dieser Stelle deutlich gemacht, denn solange auf allen Wissensesebenen das Differenzwissen dominiert, wird es nicht gelingen, ein gesellschaftliches Zusammenleben zu erreichen, in dem Geschlecht keine Rolle mehr spielt. Unkenntnis, insbesondere über die Konstruktion von Geschlecht, über die Gefahr der tretmühlenartigen Reproduktion geschlechtsspezifischer Annahmen und auch über psychologische Effekte von Geschlechterstereotypen, lässt sich als großer Stolperstein auf dem Weg zu einer geschlechterreflektierten Forschung ausmachen. Abgesehen von einer notwendigen Aufmerksamkeit für eventuelle Ergebnisverzerrungen ist es zunächst unabdingbar, zu hinterfragen, ob wissenschaftliche Ressourcen tatsächlich dazu genutzt werden sollten, um Geschlechterstereotype festzuschreiben. Dies ist besonders dann infrage zu stellen, wenn Geschlechterstereotype dazu benutzt werden, den Ausschluss von Frauen und all jenen Personen, die sich in keine der Kategorien einordnen können/wollen, aus gesellschaftlichen und politischen Arenen naturalisierend (und damit durch politische Eingriffe nicht veränderbar) zu begründen. Sinnvoller wäre es, in der empirischen Forschung keinen Geschlechtsunterschied anzunehmen, also beispielsweise dementsprechende Hypothesen zu formulieren, um somit den inflationären Gebrauch von Differenzpostulaten einzudämmen (Hyde 2005) und den Einfluss von Geschlecht als Unterscheidungskategorie zu verringern.¹⁶ Der Versuch, Differenzen zu finden, führt schon in seinem Ansatz zu der gesellschaftlichen Vorstellung von zwei und nur zwei Geschlechtern, was aus queerer Sicht höchst kritikwürdig ist. Das Gegenüberstellen dieser Geschlechter mit ihren angenommenen Charakteristika zementiert die ungleichen Chancen von Menschen, anstatt die Lücke zwischen diesen zu verkleinern bzw. zu dekonstruieren.

Korrespondenzadresse/correspondence address

AG Queer STS

IFZ (Interdisziplinäres Forschungszentrum für Technik, Arbeit und Kultur)/IFF

Alpen-Adria-Universität Klagenfurt/Graz/Wien

Schlögelgasse 2, 8010 Graz, Österreich

www.ifz.tugraz.at/Queer-STS; <https://twitter.com/queersts>

Anmerkungen

- 1 Wir möchten an dieser Stelle den Reviewer*innen des Artikels großen Dank aussprechen für die zahlreichen kritischen Anmerkungen, die uns besonders in der Präzisierung von Definitionen und unseres Standpunktes weitergebracht haben.
- 2 Diese Bezeichnung wurde vom damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten George Bush für die Dekade von 1990 bis 1999 vergeben (Bush 1990).
- 3 Ziele des Blue Brain Project sind beispielsweise die Rekonstruktion des Gehirns und die Erschaffung eines virtuellen Gehirns auf einem Supercomputer, um das Gehirn und seine Erkrankungen besser verstehen zu können (Blue Brain Project o.J.).
- 4 Das Human Brain Project, das Nachfolgeprojekt des Blue Brain Projects, fasst alle bisherigen Erkenntnisse über das Gehirn in Computermodellen zusammen, um eine Simulation der Arbeit des Gehirns zu erzeugen (Human Brain Project o.J.).
- 5 Die Autor*innen ordnen sich den STS zu, daher wird hier eine queere Perspektive in den STS allgemein beschrieben; der Ausgangspunkt für die in der Folge beschriebenen Analysen liegt jedoch vorwiegend im Bereich der Wissenschaftsforschung und technologische Bezüge der STS werden dabei nicht thematisiert. Daher wird im späteren Verlauf vorwiegend auf Wissenssoziolog*innen verwiesen.
- 6 Beispiele dafür sind etwa unter den Vortragenden und Teilnehmenden der zwei Sessions „Unruly matters – the queer side of things“ der 4S/EASST-Konferenz 2012 zu finden (Society for Social Studies of Science (4S)/European Association for the Study of Science and Technology (EASST) 2012).
- 7 Die in fMRI-Untersuchungen produzierten Abbildungen von regional unterschiedlich aktivierten Gehirnen bei Frauen und Männern sind an dieser Stelle als vielfach kritisierte Beispiele des bildförmigen Geschlechterwissens mit starker plakativer Wirkung zu nennen (Kaiser et al. 2009).
- 8 Wie oben angeführt, beschäftigt sich die Queer Theory mit Normsetzungen generell. Dass sich die durchgeführten Analysen hauptsächlich um den Geschlechterdiskurs drehen, ist den ausgewählten Studien geschuldet und spiegelt das derzeitige Interesse der Autor*innen dieses Artikels wider.
- 9 Beispiele: Mehrfachwahl-Wortschatz-Test, Advanced Progressive Matrices Tests, Verbale Subtests des Recognition Memory Test for Words, technische Subtests des Leistungs-Prüfsystems (Weiss et al. 2003: 866).
- 10 Unserer queeren Perspektive zufolge ist die Zuordnung von Personen zu Geschlechterkategorien ein Ausdruck von Macht. Es stellt sich die Frage, ob die Untersuchungsteilnehmenden selbst bestimmen konnten, wie sie sich einordnen, ob sie sich einer Ordnungskategorie widersetzen konnten („kein Geschlecht“) oder wie die Fremdbestimmung erfolgte.
- 11 Mögliche Analysekategorien liefert Voß (2011: 123).
- 12 Möglichkeiten zur Minimierung von stereotype-threat-Effekten liefern beispielsweise Stroessner/Good (o.J.).
- 13 Zugegebenermaßen ist die Irrtumswahrscheinlichkeit, mit Hilfe derer die Entscheidung über die Signifikanz getroffen wird, mit $p=0.056$ nicht weit entfernt vom a priori festgelegten α -Niveau von 0.05. Wäre die Irrtumswahrscheinlichkeit unter 0.05 gefallen, wäre das Ergebnis signifikant, denn die Wahrscheinlichkeit, dass der gezeigte Unterschied doch auf Zufall beruht, läge unter 0.05. Markus Bühner und Matthias Ziegler (2009: 149) stellen an dieser Stelle eine Analogie zum Fußball

her: „Es ist nicht wichtig, wo der Ball im Tor einschlägt, es ist wichtig, dass er einschlägt. Außerdem wird das Tor nicht nach dem Schuss eines Spielers vergrößert oder verkleinert.“ Das ist die Grundlage jedweden inferenzstatistischen Testens und sollte eingehalten werden. Wobei an dieser Stelle jedoch festzustellen ist, dass ein etwas vergrößertes Maßband wahrscheinlich das geringere Problem darstellt, wenn man etwas messen möchte, das sich je nach Zeitpunkt und Kontext verändert bzw. sogar nur performativ existiert.

14 Auf Nyborgs Homepage finden sich diese „Letters of Support“ (Arden et al. 2005).

15 Die Annahme einer general intelligence g , also einer allgemeinen Intelligenz, geht auf Charles Spearman (1904) zurück. Er ging davon aus, dass jedes Messergebnis eines Intelligenztests auf

zwei Faktoren beruhe: auf einer generalen Intelligenzfunktion (g) und auf spezifischen Anteilen (s) der jeweiligen Untertests. Dieses Konzept findet auch heute noch in einem Großteil der Intelligenztests Berücksichtigung, da meist ein Gesamt-IQ aus verschiedenen (Teil-)Maßen berechnet wird.

16 Für Forschende, die mit statistischen Methoden arbeiten, ist es hier wichtig, die Auswirkungen statischer Fehler zu beachten. Beim Hypothesentesten sollte die Wahrscheinlichkeit des β -Fehlers, also die Möglichkeit, dass kein Unterschied in der Stichprobe gefunden wird, obwohl dieser in der Population eigentlich vorliegt, möglichst klein gehalten werden. Es ist folglich eine Vergrößerung des α -Niveaus von 0.05 auf ≥ 0.10 unbedingt zu empfehlen, da dies das Auftreten des β -Fehlers verringert (Bortz 2005).

Literatur

- Ambady, Nalini/Shih, Margaret/Kim, Amy/Pittinsky, Todd L. (2001): Stereotype susceptibility in children: Effects of identity activation on quantitative performance. In: *Psychological Science* 12, 5, S. 385-390.
- Arden, Rosalind et al. (2005): Letters of Support for Helmut Nyborg. <<http://www.helmuthnyborg.dk/Letters-Of-Support/LettersOfSupport-FirstWave-All.pdf>>. (Zugriff am 3.3.2013).
- Bammé, Arno (2009): *Science and Technology Studies. Ein Überblick*. Marburg: Metropolis.
- Bleier, Ruth (1984): *Science and Gender: A Critique of Biology and Its Theories on Women*. New York: Pergamon Press.
- Blue Brain Project (o.J.): In brief. <<http://bluebrain.epfl.ch/page-56882-en.html>>. (Zugriff am 28.12.2011).
- Bortz, Jürgen (2005): *Statistik für Human- und Sozialwissenschaftler*. Berlin/Heidelberg/New York: Springer.
- Bourdieu, Pierre (1997): Männliche Herrschaft. In: Dölling, I./Krais, B. (Hrsg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 153-217.
- Brizedine, Louann/Vogel, Sebastian (2011): *Das männliche Gehirn: Warum Männer anders sind als Frauen*. München: Goldmann.
- Buchen, Sylvia/Helfferich, Cornelia/Maier, Maja S. (2004): *Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen*. Wiesbaden: VS.
- Bühner, Markus/Ziegler, Matthias (2009): *Statistik für Psychologen und Sozialwissenschaftler*. München (u.a.): Pearson Studium.
- Bush, George (1990): Presidential Proclamation 6158. <<http://www.loc.gov/loc/brain/>>. (Zugriff am 12.12.2012).
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Degele, Nina (2008): *Gender/Queer Studies*. Paderborn: Fink.
- Dölling, Irene (2003): Das Geschlechter-Wissen der Akteur/e/innen. In: Andresen, S./Dölling, I./Kimmerle, C. (Hrsg.): *Verwaltungsmodernisierung als soziale Praxis. Geschlechter-Wissen und Organisationsverständnis von Reformakteuren*. Opladen: Leske + Budrich, S. 44-62.
- Dölling, Irene (2005): „Geschlechterwissen“ – ein nützlicher Begriff für die „verstehende“ Analyse von Vergeschlechtlichungsprozessen? In: *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien* 23, 1+2, S. 44-62.
- Dussauge, Isabelle/Kaiser, Anelis (2012): Neuroscience and Sex/Gender. In: *Neuroethics* 5, 3, S. 211-215.
- European Commission (2011): *Brain Research*. <http://ec.europa.eu/research/health/medical-research/brain-research/index_en.html>. (Zugriff am 15.11.2011).
- European Commission (2013): *Graphene and Human Brain Project win largest research excellence award in history, as battle for sustained science funding continues*. <http://cordis.europa.eu/fp7/ict/programme/fet/flagship/doc/press28jan13-01_en.pdf>. (Zugriff am 3.3.2013).
- Fausto-Sterling, Anne (1988): *Gefangene des Geschlechts? Was biologische Theorien über Mann und Frau sagen*. München/Zürich: Piper.
- Felt, Ulrike/Nowotny, Helga/Taschwer, Klaus (1995): *Wissenschaftsforschung. Eine Einführung*. Frankfurt/M.: Campus.
- Fine, Cordelia (2010a): *Delusions of Gender. How Our Minds, Society, and Neurosexism Create Difference*. New York: W. W. Norton.
- Fine, Cordelia (2010b): *From Scanner to Sound Bite: Issues in Interpreting and Reporting Sex Differences in the Brain*.

- In: *Current Directions in Psychological Science* 19, 5, S. 280-283.
- Fine, Cordelia (2012): Explaining, or Sustaining, the Status Quo? The Potentially Self-Fulfilling Effects of 'Hardwired' Accounts of Sex Differences. In: *Neuroethics* 5, 3, S. 285-294.
- Fox-Keller, Evelyn (1998): Das Leben neu denken. Metaphern der Biologie im 20. Jahrhundert. München: Antje Kunstmann.
- Frolund, Anders (2011): Rector's Decision Regarding the Helmut Nyborg Case. <<http://www.au.dk/en/about/news/2006/210906a/>>. (Zugriff am 3.3.2013).
- Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, G.-A./Wetterer, A. (Hrsg.): *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie (Forum Frauenforschung; Bd. 8)*. Freiburg i.Br.: Kore, S. 201-254.
- Grossi, Giordana (2008): Science or belief? Bias in sex difference research. In: Badaloni, S./Drace, C. A./Gia, O./Levorato, C./Vidotto, F. (Hrsg.): *Underrepresentation of Women in Science and Technology*. Padova: Cleup, S. 93-106.
- Harding, Sandra (1986): *The Science Question in Feminism*. Ithaca/London: Cornell University Press.
- Hartmann, Jutta (2007): Der heteronormative Blick in wissenschaftlichen Diskursen – eine Einführung. In: Hartmann, J./Fritzsche, B./Hackmann, K./Klesse, C./Wagenknecht, P. (Hrsg.): *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht*. Wiesbaden: VS, S. 55-60.
- Hartmann, Jutta/Kleese, Christian (2007): *Heteronormativität: Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht – eine Einführung*. In: Hartmann, J./Fritzsche, B./Hackmann, K./Klesse, C./Wagenknecht, P. (Hrsg.): *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht*. Wiesbaden: VS, S. 9-15.
- Hirschauer, Stefan (1994): Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 46, 4, S. 668-692.
- Hirschauer, Stefan (1996): Wie sind Frauen, wie sind Männer? Zweigeschlechtlichkeit als Wissenssystem. In: Eifert, C./Epple, A./Kessel, M. (Hrsg.): *Was sind Frauen? Was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 240-256.
- Hirschauer, Stefan (2004): *Social Studies of Sexual Difference. Geschlechtsdifferenzierung in wissenschaftlichem Wissen*. In: Frey Steffen, T./Becker-Schmidt, R. (Hrsg.): *Gender Studies. Wissenschaftstheorien und Gesellschaftskritik*. Würzburg: Königshausen & Neuman, S. 19-42.
- Huguet, Pascal/Régner, Isabelle (2007): Stereotype threat among schoolgirls in quasi-ordinary classroom circumstances. In: *Journal of Educational Psychology* 99, 3, S. 545-560.
- Human Brain Project (o.J.): Introduction. <<http://www.humanbrainproject.eu/introduction.html>>. (Zugriff am 28.12.2011).
- Hussy, Walter/Schreier, Margrit/Echterhoff, Gerald (2010): *Forschungsmethoden in Psychologie und Sozialwissenschaften – für Bachelor*. Berlin: Springer.
- Hyde, Janet S. (2005): The Gender Similarities Hypothesis. In: *American Psychologist* 60, 6, S. 581-592.
- Jackson, Stevi (2006): Gender, sexuality and heterosexuality: The complexity (and limits) of heteronormativity. In: *Feminist Theory* 7, 1, S. 105-121.
- Jackson, Douglas N./Rushton, J. Philippe (2006): Males have greater g: Sex differences in general mental ability from 100,000 17- to 18-year-olds on the Scholastic Assessment Test. In: *Intelligence* 34, 5, S. 479-486.

- Jagose, Annamarie (2001): *Queer Theory. Eine Einführung*. Berlin: Querverlag.
- Jasanoff, Sheila/Markle, Gerald E./Peterson, James/Pinch, Trevor (2001): *Handbook of Science and Technology Studies*. Revised Edition. Thousand Oaks: Sage.
- Jaušovec, Norbert/Jaušovec, Ksenija (2012): Working memory training: Improving intelligence – Changing brain activity. In: *Brain and Cognition* 79, 2, S. 96-106.
- Jordan-Young, Rebecca (2010): *Brain storm: The flaws in the science of sex differences*. Cambridge: Harvard University Press.
- Kaiser, Anelis/Haller, Sven/Schmitz, Sigrid/Nitsch, Cordula (2009): On sex/gender related similarities and differences in fMRI language research. In: *Brain Research Reviews* 61, 2, S. 49-59.
- Kanter, Rosabeth Moss (1977): *Men and Women of the Corporation*. New York: Basic Books.
- Keller, Johannes (2002): Blatant stereotype threat and women's math performance: Self-handicapping as a strategic means to cope with obtrusive negative performance expectations. In: *Sex Roles* 47, 3-4, S. 193-198.
- Klein, Gabriele (2010): Bewegung denken. Ein soziologischer Entwurf. In: Wetterer, A. (Hrsg.): *Körper Wissen Geschlecht. Geschlechterwissen und soziale Praxis II*. Sulzbach: Ulrike Helmer, S. 118-140.
- Krais, Beate (2000): Das soziale Feld Wissenschaft und die Geschlechterverhältnisse. Theoretische Sondierungen. In: Krais, B. (Hrsg.): *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt*. Frankfurt/M.: Campus, S. 31-54.
- Larimore, Walt/Larimore, Barb (2008): *His Brain, Her Brain: How Divinely Designed Differences Can Strengthen Your Marriage*. Grand Rapids: Zondervan.
- Legato, Marianne J./Tucker, Laura (2006): *Why Men Never Remember and Women Never Forget*. Emmaus: Rodale Books.
- Lynn, Richard/Irwing, Paul (2008): Sex differences in mental arithmetic, digit span, and g defined as working memory capacity. In: *Intelligence* 36, 3, S. 226-235.
- Minton, Henry L. (1997): *Queer Theory: Historical Roots and Implications for Psychology*. In: *Theory Psychology* 7, 3, S. 337-353.
- Nash, Alison/Grossi, Giordana (2007): Picking Barbie's Brain: Inherent Sex Differences in Scientific Ability? In: *Journal of Interdisciplinary Feminist Thought* 2, 1, S. 1-23.
- Nyborg, Helmuth (2005): Sex-related differences in general intelligence g, brain size and social status. In: *Personality and Individual Differences* 39, 3, S. 497-509.
- Schmitz, Sigrid (2005): Wie kommt das Geschlecht ins Gehirn? Über den Geschlechterdeterminismus in der Hirnforschung und Ansätze zu seiner Dekonstruktion. <<http://www.linksnet.de/en/artikel/19193>>. (Zugriff am 25.11.2012).
- Schmitz, Sigrid (2006a): Hirnbilder im Wandel? Kritische Gedanken zum ‚sexed brain‘. In: Mauss, B./Petersen, B. (Hrsg.): *Das Geschlecht der Biologie*. Mössingen-Talheim: Talheimer Verlag, S. 61-92.
- Schmitz, Sigrid (2006b): Frauen- und Männergehirne. Mythos oder Wirklichkeit. In: Ebeling, S./Schmitz, S. (Hrsg.): *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften*. Wiesbaden: VS, S. 211-234.
- Schmitz, Sigrid (2010): Sex, gender, and the brain – biological determinism versus socio-cultural constructivism. In: Klinge, I./Wiesemann, C. (Hrsg.): *Gender and Sex in Biomedicine*. Göttingen: Universitätsverlag, S. 57-76.
- Shih, Margaret/Pittinsky, Todd L./Ambady, Nalini (1999): Stereotype Susceptibility: Identity Salience and Shifts

- in Quantitative Performance. In: *Psychological Science* 10, 1, S. 80-83.
- Society for Social Studies of Science (4S)/European Association for the Study of Science and Technology (EASST) (2012): Design and displacement – social studies of science and technology. Final Conference Program of the 4S/EASST Joint Conference 2012. <http://files.conferencemanager.dk/medialibrary/51432ddb-bbe3-4327-85f4-be3493077470/images/Final_program.pdf>. (Zugriff am 29.1.2013).
- Spearman, Charles (1904): "General intelligence", objectively determined and measured. In: *American Journal of Psychology* 15, 2, S. 201-293.
- Stroessner, Steven/Good, Catherine (o.J.): What are the consequences of stereotype threat? <<http://www.reducingstereotype-threat.org/consequences.html>>. (Zugriff am 12.12.2012).
- Stroessner, Steven/Good, Catherine (o.J.): What can be done to reduce stereotype threat? <<http://www.reducingstereotype-threat.org/reduce.html>>. (Zugriff am 12.12.2012).
- Voß, Heinz-Jürgen (2010): Making sex revisited: Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive. Bielefeld: Transcript.
- Voß, Heinz-Jürgen (2011): *Geschlecht. Wider die Natürlichkeit*. Stuttgart: Schmetterling Verlag.
- Weiss, Elisabeth M./Kemmler, Georg/Deisenhammer, Eberhard A./Fleischhacker, Wolfgang W./Delazer, Margarete (2003): Sex differences in cognitive functions. In: *Personality and Individual Differences* 35, 4, S. 863-875.
- West, Candace/Zimmermann, Don (2002 [1987]): *Doing Gender*. In: Fenstermaker, S./West, C. (Hrsg.): *Doing Gender, Doing Difference*, New York/London: Routledge, S. 3-23.
- Wetterer, Angelika (2008): Geschlechterwissen & soziale Praxis: Grundzüge einer wissenssoziologischen Typologie des Geschlechterwissens. In: Wetterer, A. (Hrsg.): *Geschlechterwissen und soziale Praxis. Theoretische Zugänge – empirische Erträge*. Königstein: Ulrike Helmer Verlag, S. 39-63.
- Wikipedia (o.J.): Helmuth Nyborg. <http://en.wikipedia.org/wiki/Helmuth_Nyborg>. (Zugriff 6.2.2013)
- Wirth, Linda (2001): *Breaking through the class ceiling. Women in Management*. Genf: International Labour Office.

Interview

Nina Degele/Stephanie Bethmann

“The content varies, the mechanisms don’t.”

Interview with Sarah Fenstermaker on the everyday practices of Doing Gender

fzg: Professor Fenstermaker, in another interview in the book “Sociologists Backstage” (Fenstermaker/Jones 2011) you stated that you once wanted to become a Stand-up Comedian. Does the study of gender leave enough room for ease and humor? It seems to be something very serious that you ended up doing...

SF: Well, I think there are two ways to get at that question, and it is an interesting one. One is, gender is the reason that I never even fully contemplated becoming a stand-up comedian, because as I say in the book: women didn’t do that. So there were a couple of famous women comedians – *comediennes*, we used to call them –, but it wasn’t until I was well past graduate school that that profession opened up for women. So there’s gender discrimination there. But I think one of the reasons why things are funny, and comedians are funny, is that they are able to capture slices of life that generate tension, and if anything generates tension in us, it is gender: gender equality; who we are as gendered people; gender differences; dominance and submission as it is materialized through gender. All of that is really great grist for the comedic mill, and if you look at standard comedians many of them turn to the relationships between men and women, or the way in which gender operates in social life as their material.

I didn’t say all this in the book, because I was talking about something else. When Nikki Jones and I asked ourselves that last question, which is “What’s the study you’ve never done but want to”, I talked about wanting to look at token leadership in higher education. So I was thinking about four or five women presidents of colleges in Universities, and I wanted to talk to all of them. I didn’t but I thought about it. But there was another one I also wanted to do: to study the life of a woman comedian. It is very very rough, because you go from club to club, some of which you wouldn’t want to visit, let alone work in. That’s another thing that nobody has looked at, and we would do well to, because I think it is a really interesting life for an artist, and very very tough.

fzg: You are one of the founding theorists of “Doing Gender”, which has been immensely influential in sociology and gender studies in the past nearly three decades. You suggest we look at gender not as something that one is or has, but rather something one does in interaction with others. Could you illustrate this idea for us in simple words?

SF: We have these ideas in our heads about the right way to be gendered people, the right way to sit, the right way to lift a cup, the right way to carry a stack of

books, the right way to hold a cigarette, the right way to enter a building, the right way to act in various settings, even the right way to feel under specific circumstances. And that sense of ‘the right way’ to which we are socialized early on, and to which we keep socializing each other all the time, is what sociologists call ‘norms’: norms are the ‘shoulds’ of social life. They are prescriptive. And these are affected by where we grow up, what historical period we grow up in, who we grow up with, who we are, how much privilege our families have, what color we are, etc. etc.; it’s influenced by lots and lots of things. It’s not a uniform set of shoulds, but it is a constant set of shoulds. And within all those shoulds then, come notions – expectations – about how women and men, boys and girls should act in specific circumstances. We are very invested – I would argue, in all cultures – in distinguishing between male and female. It is very important to us, that we not only see males and females as different, but we see the differences between them as springing from their inherent maleness or femaleness. We act as if we are convinced that those differences don’t come from some place else, they come inherently from who we are. That is why we can say to each other “Oh you know men!”. That is a unitary notion that inside of men are some essential features that distinguish them fundamentally from women, no matter where we are, or what we are talking about. So all of these ideas about essential, abiding, and transsituational differences and about how we should behave then translate into practice. We translate that into our interactions, our institutions, and our deepest held convictions. And it is there, it is in the real world, in the everyday world, that we get to show, each other and ourselves, how these differences operate. And when men and women behave differently from one another, we say with conviction: “See, they really are different.” And the circle closes.

If it were 1790, there would be a lot of things the three of us wouldn’t be doing right now, indeed, almost everything. Not only the content of our talk would be different, but also how we talk: how we are dressed, how we sit, how we comport ourselves, how we behave. All of that is changing over time. What I believe is not changing, is how our practices reflect this fundamental attachment we have to the notion that men and women are essentially different. And the way we play ourselves out in the world shows those differences. The content – what constitutes a competently gendered person – varies, the mechanisms – that they are expected to demonstrate that competence – don’t. Oops. Sorry if I’m slipping away from simple terms...

fzg: In a recent talk at the ZAG-Symposium “Körpersprache – Macht – Geschlecht” in Freiburg i.Br. (Feb., 2013), you quoted Jocelyn A. Hollander’s (2013) elaboration of “accountability”, this being a very important and too often overlooked concept within the theory of Doing Gender. What does happen in your view when researchers apply Doing Gender without really understanding accountability? What is the importance?

SF: Accountability is the driving force of what I just described in terms of how we demonstrate ourselves to be appropriately masculine or feminine, that is

essentially male or female, that is, we're in the 'correct' sex category. It is the motivating driver of gender as a fundamental preoccupation of social life. I don't think we would be as devoted to organizing social life around this concept if it weren't for accountability. Accountability involves behaving as if one will be evaluated with respect to the prevailing standards of masculinity and femininity – however they are understood in the particular setting – actually experiencing such evaluations from others, and finally reaping (or imposing) the consequences of that evaluation.

When we depart from appropriate behavior, when we violate expectations about how we should be, there is some sort of response. Ethnomethodologists call these occasions “interactionally notable”, and that sounds very tame. It can be a little glitch in the conversation or horrible and extreme violence, where people demand retribution for your violating gender expectations. So we can't comment in the abstract about what the consequences will be of the violation of expectations, but we can say: we hold ourselves accountable and we hold others accountable to the appropriate accomplishment of gender. And when that does not obtain, then there is some kind of consequence.

When we don't look at that, when we don't look at the mechanism that is driving everything, then the study of gender becomes a laundry list of gendered things in the world. Whether it's the tools of the electrician – there is a male plug and a female plug, because the prongs are in or out – or how men and women stand and sit, or the differential character of conversation 'work' by women and men, gender can become just about collecting images and practices, that point to ostensibly neutral differences between men and women. But that means that we're not really looking at the way in which inequality is produced in social life. It is through this accountability system that we get to submission and dominance; that we get to male entitlement, that we get women limiting themselves because it just isn't 'proper' for a woman to do that. All of that comes from our understanding of each other and ourselves, as accountably masculine and feminine.

There is a new book that has been published recently in the US by Sheryl Sandberg, the Chief Operating Officer of Facebook, entitled “Lean In” (2013). It has caused a tremendous amount of stir among young women, especially. One point the author makes is that for various reasons women often elect to remove themselves from real ambition in the workplace – that they seem to anticipate that they won't be as engaged there as the men. By doing this, they hinder their chances for advancement. The author counsels instead to “lean in”. Some critics took this as an example of “once again” women being their own worst enemies, that unlike their male counterparts, they just don't have what it takes. So it isn't discrimination, or sexual harassment, or the organization of the work place, but it's something inherent in women that keeps them back. This is a perfect example of gendered behavior, and a perfect example of how we often take sex differences to be inherent. The author didn't intend to imply that at all. What women are responding to is a gendered workplace, infused with a host of expectations about how women should be – as women workers, and a set of strong

expectations about what sorts of wives and mothers they should be. And blaming women for their own rational responses to settings and expectations that is never conducive to gender equality is just another example of Doing Gender.

fzg: West and Zimmermann's groundbreaking paper "Doing Gender" was published in 1987 – but in fact you told us it was written ten years before. Why was the publication delayed for so long? Could you tell us about the academic and political environment within which it was struggling?

SF: It was 1977, relatively soon after I had arrived at Santa Barbara as an assistant professor, and it was Candace West's last year as a graduate student. She was being mentored by Don Zimmerman. Don's office was across the hall from mine. So we were talking all the time. (This was before email, of course, so people had to talk!) Candace was almost finished with her dissertation on conversation between men and women. The two of them wrote a paper about gender that was drawn from her data. She saw the degree of interruption that young men – these were undergraduates – seemed entitled to impose on the conversation they were having with women. The gulf between the level of interruption that men were engaging in compared to women, was just very broad, and also the degree of interruption was different: men were much more likely to engage in what conversation analysts call "deep intrusion".

So from this, Candace and Don, started to ask themselves, what is going on here? Now the moment they asked this question, they took a huge step away from the traditional and prevailing view of what to study about naturally occurring talk – conversation. Every conversation analyst was talking about and searching for the *structural* features of conversation. And the minute you say "Is there some extraneous other thing affecting what is going on?" you are not doing conversation analysis as the practitioners were doing it at the time. So it was a huge move. What Candace West was saying in her dissertation was that we can account for the big difference in interruption and the differential nature of interruption by thinking about how gender is organized in social life; along with conversation and its interruption, it is gender inequality that is being produced.

So that was a big deal, and there was a lot of consternation around that. From that, I think, Candace and Don had to account for themselves by writing about this phenomenon they called "doing" gender. I read the paper drafts very early on, and made suggestions, and this is why, while I'm not an author of the paper, I feel as if I did see it when it was a tiny, tiny thing. And I watched as the conversation scholars weren't embracing it, and there were so few outlets to discuss gender. It is important to say that the journal *Gender & Society* did not exist at that time. In fact, it was in the first issue that "Doing Gender" appeared, in 1987.

But this was 1977! Nobody wanted it. Then they started send it around to people, and it spent a long while in the underground. People really liked it, and suggested changes, and every once in a while they would take the paper out and work on it again. I read it again in 1983 when I was working on a completely

different project about the division of household labor. I was completely stuck on how to account for my findings. Pretty much regardless of income, education, age, number of children, etc. the national sample of women I interviewed were doing the lion's share of the work of the household. What I saw was this horribly lopsided division no matter what sort of family I was looking at. This was puzzling in some respects, since the microeconomists would say that such arrangements are not rational, and the sociologists would offer the non-answer that people felt as if they should arrange the work that way. But why? I refused to end the book by offering the pat sociological answer that the reason all these people are arranging their work lives this way is: norms.

So I just sat there for a year. And I thought: what is going on here? What is being produced in these households? It was Candace and Don's paper that provided the answer: Not only are school lunches being made, and kitchen counters being washed, and laundry being done and all the other 'productions' of this little factory that is the household, but also the men and women within those households are being affirmed that they see themselves as appropriately masculine and feminine. They were doing gender.

That is the driver to why so many people organized their work lives in this really awful way – where one person gets to sit around when they get home from work and the other person doesn't! So that was my answer, and that ended my writing block, and I was able to finish the book. In so doing, I cited their unpublished article since my entire theoretical frame, and my answer to the puzzling question of why work was arranged the way it was came from their concept of *Doing Gender*. When my book got published, I was so indebted to West and Zimmerman's work that I urged them to send the article out again. So now it's 1986, and they sent it to the new journal *Gender & Society*. Sociologist Judith Lorber was the first editor, and she was assembling the offerings for the first issue. It was hugely important that Judith was situated there, at that time. The rest of the discipline had very little interest in such a piece since at that time it resembled nothing that was passing for sociological theory.

fzg: In your book "The Gender Factory" (1985) you wanted to develop a real explanation for what is happening in the households, and you say that norms didn't work as any sort of explanation. This sounds a bit like Harold Garfinkels famous refusal to think of people as "cultural dopes" who unwittingly obey cultural rules. How serious then can and must gender researchers take the actions, feelings and intentions of the subjects they study?

SF: I think that people's points of view and perspectives and how they understand the world are crucially important, but I think you have to know that's what you've got: that you're not getting some kind of objective view, or you're not looking at the only conclusion one can come to. What I do think is very important is a feminist to allow for a kind of primacy of people's voices, particularly women, but also any marginalized person. Dorothy Smith and her standpoint theory talks about shifting – this was a very radical notion in the mid-80s – shifting your beginning point to those who don't have a voice. So she argued that we should

look out at the world from that point, rather than the usual places we come from. These conventional starting places are very often standpoints of power and privilege, which is the organizing locale for most research.

With respect to household labor, trying to make sense of that completely asymmetric division that I found again and again and again no matter what the variables were, I knew what some sociologists would conclude: they are victims. Women are victims of the propaganda, and the feminine mystique. And that is why they not only allow such asymmetry in their household work lives, but they embrace such subservience.

I think that would be a conclusion that male sociologists would have come to at the time if they cared about household labor, or the prevailing views of the family, etc., let alone treat what women were doing as legitimate work. The family literature is a depressing thing to read during that period – I know, I had to read it! As a feminist you have to say: “Wait a minute. These people aren’t dumb. They’re not crazy. And they are rational.” So the question I asked myself – and I do think, if I hadn’t been a feminist I wouldn’t have gotten that far – was: if we presume the system is rational, then what makes it so? That’s a very different sort of question than we usually ask. This led me to understand that the everyday affirmation of who one is and how one is situated with respect to one’s partner – we’re talking about married couples, heterosexual couples –, that the affirmation of that during the day, might make you rationally say “no honey, you read the paper, I’ll make dinner – for the seventh time this week”.

I felt very strongly that we can’t dismiss the dynamics that we see in life just because people are in them, we can’t simply use norms as an explanation, nor can we conclude things about women in that way. Had I believed that people were “cultural dopes” I would have stopped way too early, in trying to figure out, who does what in the household, and why, and how gender is implicated in all of it.

fzg: Which are in your view the most important challenges and changes that the concept of Doing Gender has undergone since?

SF: A couple of articles have tried to analyze how Doing Gender has been used as a sociological concept, and they conclude that it has become superficial, just slapped on when you see a gendered world. So that you say: “well, that’s doing gender”. There is also a handful of empirical pieces that have really employed it to good effect, and fully. So I spent a lot of time thinking about what it is that has made this inaccessible in some way to people. The first thing I do is, I blame the methodology and the discourse that we were compelled to use. But then of course it couldn’t have been produced without that point of view. And the second thing is, it is difficult to use, because you have to be in a particular relationship empirically to your respondents. “Doing Gender” is a very frequently cited article, one of the top twenty or 30 most cited articles in sociology in the last 25 years. But at the same time when you look at how the article is deployed, it’s very different from what we expected. And that is why I’m so excited about Jocelyn Hollander’s

article which has recently appeared in *Gender & Society*. It doesn't add anything theoretically new, but I'm grateful for it because it unpacks accountability into its specific aspects and makes the concept as a whole much more accessible. In that, I think it will be a very important contribution to theory. I think it will allow people to really understand how accountability works. My hope is that there will be some kind of resurgence in the meaningful use of the concept.

The other interesting thing is, in the 25 years since the article was published, how little people care, still, about the actual workings of inequality. If you look at literature on inequality, of whatever kind, you basically have descriptions of how bad it is. And I'm not pooh-poohing that. It's all I would ever study. But I have always wanted to know how things work! How do we get to where we've gotten to? How is it that people can claim entitlements in the way that they do, and at such expense to others? And again, if you look at the literature it's this way over here, it's this way over here, and it's this way over here. But the mechanisms by which it is this way are much less studied. That was the driving interest I had in this concept: that it didn't just participate in the inventory of bad things in social life. It really wanted to talk about the mechanism.

fzg: Doing Difference was the next step...

SF: Nobody has asked me that, how did you get from *Doing Gender* to *Doing Difference*? It's all about feminist political and intellectual climates; it's all about the conversations we were having at that time. It was all about white feminist sociologists such as myself coming to understand and beginning to teach the connections between gender, race and class. It was the beginning of discussions in feminist circles about so-called intersectionality. So we were in these conversations, intersectionality was in the air, and Candace and I began to talk about if race and class could be seen through the lense of the very mechanism we were asserting for gender. For us, this meant a way to first model and then apply empirically the notion of simultaneity in social relations and the creation of inequality.

I remember working on this paper on Christmas Day of some year – I remember because it was the only Christmas that I hadn't spent with my daughter – and she decided to go to her father's house in Los Angeles because they had just had a baby and my daughter wanted to be with him. There I am at Christmas working alone on this and I'm thinking "OK this will be fine, we'll send this out for review, and they'll give us really great reviews, and then we'll fix this some way, because it is not done." I didn't know how exactly it wasn't done, but I felt that it wasn't done. Strangely enough this was the only paper that I have ever had that was accepted outright. They said "Don't change a word" and one reviewer wrote "It's going to be a classic". Part of me said, that's great! But I have since come to think that we would have profited from a bit more conversation about it. The result was that the conversations that might have happened before the paper was published were had after it was published, including a symposium organized around it in *Gender & Society*.

One other thing that I regret about that paper was the use of the word ‘difference’. It got us into a lot of confusion. Not so much trouble, but confusion, because there was a ‘difference literature’ out there which we were not participating in and didn’t care anything about. And so when we used that word it marked us as somehow part of that other literature which we were not. That was particularly annoying to the feminists of color. While we tried to couple race in partnership with the workings of gender and class, I believe it felt to them as if race was inappropriately elided into dynamics that they believed were quite different from each other. And the article was reacted to as problematic because there was a certain kind of proprietary sense about who should be talking about race. It was as if these two white sociologists of gender just appropriated intellectual territory that they shouldn’t have.

fzg: Is there a better other word than difference?

SF: Well I might have said inequality. But the problem was political. So there is no better word, although maybe there are safer ones. As you can see in the Symposium on “Doing Gender, Doing Difference”, there was a lot of criticism particularly from race scholars, especially from Patricia Collins. To this day I think she is disturbed by what we did. I believe she still thinks that what we were saying is: “The consequences of accountability for the violation of racial expectations is the same as for the violation of gender expectations.” So somebody hanging from the tree is the same as a failed job interview – to be very blunt. I wrote a response, but there was nothing I could write that was going to convince some that we weren’t saying that. No matter how much I said: “We’re not talking about outcomes”, it didn’t work. We included all the critiques in our book “Doing Gender, Doing Difference”, both her initial comment and my response.

There are race theorists who resist mightily the notion that what has happened to women is anything near to what has happened to people of color. Women are raped and bleeding and dying and burned up, and so are people of color. But the question I have is: what can we know about how that happens so that we can respond with some kind of knowledge of how to resist?

fzg: This relationship between feminists of color and white feminists, has it improved through debates on intersectionality, or doing difference?

SF: I think it’s gotten a lot better. We seem to have survived a certain kind of message – legitimate or not – that was given off by Betty Friedan 50 years ago, that the only thing we’re thinking about are white privileged college-educated heterosexual housewives and gender is really about them. I think we’re getting over that and also I think white women academics may have shown their willingness to be appropriately self-critical, and I think that goes some way, although not the whole way. Also the rise of Latina, Native American and Asian American feminist scholars and their scholarship has made a difference as new voices to be heard and to promote the pluralizing of race studies which was overdue. At

the same time it is still the case that there is some kind of territorial feeling around race, even though there are white scholars of course studying race, but there is still that notion that scholars of color should have a corner on studying people of color.

fzg: You told us about some of the criticism that “Doing Difference” had to deal with, and I think another line of this criticism is, maybe people misunderstood your concept as focusing too much on the micro-level of interaction, and disregarding social structure. Would an analytical framework like “Doing Patriarchy” tackle structure better?

SF: I think that patriarchy is a very fraught term. It would be easily misunderstood and not only by lay people. It implies a certain kind of fixed structure that belies what is really happening. It’s not a fluid term at all. I would have a hard time convincing everybody that patriarchy is fluid, ever-changing, processual, and if you blink it’s changed already, while it is also deeply situated in historical period and region – the way that I argue about gender all the time. Patriarchy is tougher, it’s an old man with a long white beard, bossing people around. It was certainly powerful in 1968, and it really did a lot of great work there. But as a concept describing social processes it’s not very apt.

fzg: You recently gave a talk with your colleague Joan Budesá at the ZAG in Freiburg i.Br. (Feb., 2013) on the doing of gender among transgender prisoners in Californian men’s prisons. You suggested that in a context “where everybody knows” your sex category, there is no passing. Under these circumstances, contradictory embodiment can shift from problem to resource. You also talked about the conflicts and competition among transgender prisoners. What about solidarity and bonding? Does it exist, or is it a relationship, which is based on conflict?

SF: The data-set comes wholly from my colleague Valerie Jenness, who is the Dean of the School of Social Ecology at the University of California, Irvine, and is a former student of mine. She and her team heroically interviewed 300 transgender prisoners in 27 prisons all up and down the state in a period of six weeks, very likely the entire population of transgender prisoners in California. It was a monumental effort and terrific data-set – this in the context of researchers being basically thrown out of American prisons for about 20 years. She got in there and was actually able to study what she studied, which is amazing. And I am very grateful that we were able to write one paper which is about to be published called “Agnes goes to prison” and then the recent paper that Joan and I presented at the ZAG-Symposium “Körpersprache – Macht – Geschlecht” in Freiburg. It is about the question of what is happening to the binary in this context.

Then the third of this kind of trilogy – getting to your question – is a paper just now brought in draft form, by Lori Sexton and Valerie Jenness, on community and identity among these prisoners. Their insights are based on interview

responses to the question of where the transgender prisoners would like to be housed, with other trans-gender prisoners or with men, as it is now. I thought that was incredibly clever. Sexton and Jenness use the social movements literature to take a look at the concepts of what people call community and how we recognize them. So they've done this analysis of the discourse amongst the transgender prisoners and conclude that there is a very real sense of identity and community – this in the context of competition for scarce resources and in the context of what is arguably one of the most predatory environments in which to live. The visual metaphor for me is that this hint of solidarity and community is a little green shoot coming up through the concrete blocks, that every month or so someone sprays herbicide on. It's that horrible, and yet the little green shoot keeps reappearing and stretching toward daylight.

fzg: Another wonderful piece of your work in the last years is the book “Sociologists Backstage. Answers to Ten Questions About What They Do”. Together with Nikki Jones you have interviewed a young generation of ethnographers. When you compare: Do you recognize a mindset of this generation? Is there anything that struck you as new?

SF: I don't know if it is generational in the sense that it's younger people operating in a changed discipline, and in a changed world. One of the things that you'd notice first is that there are women ethnographers. There were so few when I was coming up. It was a kind of a man's activity, because you were hanging around at night, and there was a tradition of studying marginalized populations, and they're very scary and all that.

Now what you see is two things: More questions are being asked ethnographically than before. When I was in graduate school, the ethnographic tradition in sociology was urban ethnography. And when William F. Whyte wrote *Street Corner Society* literally he was hanging out on the corner. There was also the tradition to study all forms of work ethnographically, generated by Everett Hughes at the University of Chicago. What you notice now, is that more kinds of questions are being asked. In this volume for example, we have Karyn Lacy, who's looking at the housing decisions of middle class black suburbanites, and that was of course a mixed methods study. We have Miliann Kang, who is studying Korean women in nail salons.

So, when you let women into the intellectual playground, other games are played, other questions are asked, and that's very exciting. It's also the case that over the past 40 years ethnographers of color have been operating and they, too, ask different questions. The diversity of who's engaging in this method has really changed the whole scene. Although there is still a kind of a masculinist tradition, primarily in urban sociology. Still the boys are at it.

fzg: In this book, have you come across any typical methodological pitfalls in the ethnographic study of gender, such as for instance the reification of gendered differences?

SF: If we ask people what they do, we are building on the probability that they will give us some description that we have expected. I think this is a problem in all social research, whatever the form – that we will end up finding what we just knew was there in the first place. I work with my students very carefully, particularly ethnographers, because in ethnography there are more spaces for us to confirm what we already know. The reason I mention my students is because students are particularly vulnerable in their choices of what to study, and their motives for electing to study something. Sometimes they want to know what is happening. But sometimes they also want to change the world. They want to ‘discover’ the world in a particular way so that it can be argued that it is fit subject matter for social change. I think that’s why the exercises of searching for disconfirming evidence in the field is such a good one, and I have my students systematically – every two months or so – lay out what they think is going on, and then spend time searching for contradictory evidence.

fzg: When you try to observe the workings of gender, a methodological problem is that, basically, you have a look at differences. Is there an alternative to looking at differences?

SF: I think there is a way. When you look at what people are doing, the interesting thing is to see where gender is more or less relevant to what is going on. Is it receding or is it proceeding into the interaction? When it is receding, or not being done, per se, and then it is proceeding – then the business of the interaction becomes about gender, and that’s when you can assert differences being done. The same would go for race, or class, or sexuality.

fzg: Asking the question where gender is relevant leads to another question: What are the criteria to say gender, or race, or anything is relevant or not? Looking at structure may offer a possibility: asking in which way are structural differences connected to situational accomplishment of gender.

SF: Yes, that is a good question. There are some things we wouldn’t want to assert as gendered, because we can’t show it, we can’t really prove it. For example, buildings that look like phalluses: How do we talk about that as pointing to a gender difference? I will leave that to people who are collecting the laundry list of the gendered features of our world, including the symbolic ones. What is interesting to me is how gender intrudes into everyday life, and is present and available as a resource in interactions and all sorts of decision-making. That every occasion could be deployed to accomplish gender, and then the way in which those interactions leave behind an institutional remnant that then becomes instantiated in practice and taken as ‘the right way’ to do things. For example, not too long ago in the US, when you opened up the newspaper and looked at job advertisements you would see two columns of job listings: one for men and one for women. This meant, of course, that not much more had to be done to sustain American work as the most segregated system in the US. And it was the National Association of Women who got rid of that, it was feminist

activism that ended that practice. Did it stop sex segregation in jobs? No, but it changed the way it was institutionalized from the beginning as a set of expectations about where we think people belong. And that is a way in which the accomplishment of gender flows into an institutional manifestation and then can order interaction thereafter.

fzg: Speaking of the intrusion of gender into all sort of daily activities, into professional life, and into work places: The New York Times has recently reported on a debate in Germany, headlining: “German Politician’s Remark Stirs Outcry Over Sexism”. In this controversy, German newspapers often portray the US as a negative example: we wouldn’t want such a prudish atmosphere at workplaces in Germany. Would you say that the doing of gender difference in the public sphere necessarily leads to sexism?

SF: That is a familiar instance of backlash against social change. And we saw that in the US. Less so now I think, but certainly in the beginning, when issues of sexual harassment were being defined and the public was being educated to how the workplace was a hotbed of male dominance. Then there were all kinds of complaints and expressed fears that we will generate workers as automatons, and people can’t be real, and nobody will open the door for anybody anymore, and all kinds of polite manifestations of civility will disappear. And you know, in the main we worked it out. I think the workplace is not so much more prudish, as it is definitely more rule bound with respect to how people should behave towards one another. But it is still an occasion for complaint on the part of people whose privilege feels dislodged! And that is certainly the case here.

fzg: You have worked at the University of California in Santa Barbara for three decades, and are the director of the Institute for Research on Women & Gender at the University of Michigan in Ann Arbor since 2012. In Germany, Women’s Studies are considered a historical stage, long out of fashion, that has evolved into Gender Studies. How would you characterize the relationship between Women’s Studies and Gender Studies in the US?

SF: My own UC Santa Barbara Women Studies Department, founded in 1988, where I served as the founding chair, was called Women Studies and almost everyone was calling such units Women Studies. Then, as time went on, we felt strongly that Feminist Studies might be a better term, a much more inclusive term, even though it was way too scary for the male faculty and administrators for a while. Within our own conversations about it, we rejected Gender Studies – rightly or wrongly – because it dislodged women as the centerpiece of our intellectual interest. And there is an argument to be made that Gender Studies does do that, and women can be lost inside of that. We thought it was a kind of a whitewash in a way. Although, arguably you could say, Gender Studies tells the world that, first, gender is a defining organizing concept, which is at the heart of women’s studies, and second, gender is not just about women, which is correct, and right to communicate. But there is still a political point, a historical point:

that women have been excluded forever, and we don't want to do that now in our naming. Hence, in 2010, the UC Santa Barbara Women Studies Program became the UC Santa Barbara Feminist Studies Program. And we felt that was both inclusive, but also outward-looking to questions of all kinds, of interest in dominated peoples, because feminists are politically drawn to carving out a world of equality. That includes far more than anything implied by the words women or gender.

fzg: In the last years, you have worked on transgender, embodiment, and research methodology – which topics will occupy your work in the near future?

SF: I will continue to think about ways to write about methods, and Joan and I will likely publish the embodiment paper that we gave in Freiburg. I also have been working on the concept of passing, and I might want to write about it. It is a very strange concept, it doesn't really have a standing in sociology. It is much more to be found in literature, particularly racial passing during the period of time in the US when things were so segregated. In my seminar we talk about racial passing, and gender passing, and class passing, and what I'm calling "competence passing" to appear to be a competent person. This all stems directly from and is an expansion of my interest in the way in which gender, race and class operate. Ultimately, it is about accountable conduct and the workings of accountability. But I also think that through the trans-experience, as well as the experience of multiracial existence our devotion to strict categories is destabilized, and along with that, expectations about who we are and what we can be. With that, perhaps real social change is made possible.

fzg: Professor Fenstermaker, thank you for the interview!

Literature

- Fenstermaker Berk, Sarah (1985): *The Gender Factory: The Apportionment of Work in American Households*. New York: Plenum Press.
- Fenstermaker, Sarah/Jones, Nikki (2011): *Sociologists Backstage. Answers to 10 Questions About What They Do*. New York/London: Routledge.
- Fenstermaker, Sarah/West, Candace (eds.) (2002): *Doing Gender, Doing Difference. Inequality, Power, and Institutional Change*. New York/London: Routledge.
- Hollander, Jocelyn A. (2013): "I Demand More of People": Interaction, Accountability, and Gender Change. In: *Gender & Society*, 27, 1, pp. 5-29.
- Sandberg, Sheryl (2013): *Lean In: Women, Work, and the Will to Lead*. New York: Knopf.
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): *Doing Gender*. In: *Gender & Society*, 1, 1, pp. 124-151.

Rezensionen

Diana Baumgarten

Nina Wehner (2012): Familiengründung im Studium. Eine Chance für geschlechtergerechte Elternschaft? Opladen/Berlin/Toronto: Budrich UniPress (€ 29,90, 284 S.).

Gemäß der 19. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerkes haben fünf Prozent aller angehenden Akademiker_innen mindestens ein Kind (Isserstedt et al. 2010: 117). Die meisten Studien über diese kleine, aber konstante Gruppe konzentrieren sich in ihren Analysen auf die Dreifachbelastung aus Studium, Erwerbsarbeit und Kinderbetreuung. Andere wiederum setzen sich mit der Bedeutung der Elternschaft für die Studienzeit sowie den Berufsverlauf auseinander. Schließlich gibt es noch jene, in denen die Lebenssituation studierender Eltern im Hinblick auf ihre Existenzsicherung untersucht wird, um die von den Hochschulen ergriffenen Rahmenbedingungen zur Verbesserung der Studien- und Lebenssituation solcher Eltern zu evaluieren (z.B. Cornelissen/Fox 2007).

Während also oftmals strukturelle Gegebenheiten und die Einpassung der individuellen Lebenslagen in dieselben im Vordergrund stehen, fokussiert Nina Wehner in ihrer Dissertation die subjektiven Sichtweisen studierender Eltern. Die mittels teilnarrativer Leitfadenterviews befragten zehn Mütter und acht Väter studieren an unterschiedlichen Hochschulen Baden-Württembergs. Die Untersuchung hebt sich so sowohl durch die Bandbreite der vertretenden Universitäten als auch durch den analytischen Fokus auf beide Geschlechter von anderen Studien ab. Zentrales Anliegen der Autorin ist, die unterschiedlichen Bedeutungen von Studium und Elternschaft nachvollziehen zu können. Hierfür fragt Wehner einerseits nach den Hintergründen der Parallelität von Studium und Elternschaft. Dabei interessiert sie, ob diese Lebenssituation aufgrund einer bewussten Entscheidung entstanden ist oder nicht und welche Rolle dabei möglicherweise vergeschlechtlichte Sichtweisen gespielt haben. Andererseits möchte sie mehr darüber erfahren, wie die Befragten sich selbst als studierende Mütter und Vater konstruieren. Forschungsleitend ist die Frage – der Untertitel des Buches verrät es bereits – ob eine Familiengründung im Studium eine geschlechtergerechtere Elternschaft befördert oder nicht.

Ausgangspunkt für Wehners Analysen sind die gegenwärtigen Entwicklungen und Diskussionsstränge, die bezogen auf Familiengründungsprozesse kursieren. Dabei werden aktuelle demografische Entwicklungen jedoch nicht wie üblich aus einer bevölkerungs- bzw. familienpolitischen Perspektive analysiert. Vielmehr setzt die Autorin auch hier auf der individuellen Ebene an und fragt zunächst nach dem Kinderwunsch ihrer Interviewpartner_innen. Von diesem ausgehend diskutiert Wehner das ‚ideale Alter‘ und somit den ‚richtigen Zeitpunkt‘ für eine Familiengründung. Die dabei aufscheinende Diskrepanz zwischen weit verbreiteten Wert- und Normalitätsvorstellungen, wann denn konkret eine Familie zu gründen sei, und den davon abweichenden Lebensverhältnissen der Proband_innen, überführt die Autorin gekonnt in eine Darstellung gängiger Erklärungsansätze über Veränderungen des reproduktiven Verhaltens aus der Familiensoziologie und der Geschlechterforschung. Diese Ausführungen

münden in einer Darlegung der für Männer und Frauen unterschiedlich geltenden ‚Elternschaftsnormen‘. Treffsicher wird den Lesenden die „grundlegende Inkompatibilität“ (28) gesellschaftlicher Wandlungsprozesse in der familiären und beruflichen Sphäre vorgeführt. Was genau diese Geschlechterdifferenzen bei der Familiengründung sowie in Erwerbsverläufen bedeuten, führt Wehner im Anschluss aus. Dabei hebt sie direkt auf den ‚Traditionalisierungseffekt‘ ab, den eine Familiengründung bekanntermaßen in den meisten Fällen mit sich bringt und knüpft so zugleich an die zentrale Frage ihrer Arbeit an, nämlich ob eine Vorverlagerung der Familiengründung in die Phase des Studiums u.a. aufgrund flexiblerer Zeitstrukturen diesem entgegen wirken kann.

Im empirischen Teil wird anhand der ausführlichen Darstellung des Interviewmaterials versucht, darauf eine Antwort zu finden. Anschaulich beschreibt die Autorin zunächst fünf verschiedene Bedeutungen des Studiums, die sie in ihrem Sample gefunden hat. Neben einem Einblick in die Sichtweisen Anderer, ist es für die/den Leser_in durchaus amüsant, sich selbst zu ihrer/seiner Studienmotivation zu befragen und möglicherweise wiederzuerkennen. In diesem wie auch in dem Kapitel zu den gefundenen Deutungen des Zeitpunkts der Familiengründung folgt man der Autorin leicht. Anschaulich geschrieben führt sie anhand von Interviewzitatzen die Vielfalt der Perspektiven vor.

Anspruchsvoller gestaltet sich die Lektüre ab den Ausführungen zur dritten Analysekategorie – „Parallelität von Studium und Kind – Grade der Geplantheit“ (104ff.). Anders als bisher wird das Sample nun in Gruppen aufgeteilt. Zwar lesen sich die Beschreibungen z.B. der Gruppe der „Planerinnen“ nach wie vor äußerst spannend, gleichzeitig fällt es stellenweise schwer, diese Beschreibungen mit denen aus dem vorangegangenen Kapitel (zur Bedeutung des Studiums und des Zeitpunktes) in einen Zusammenhang zu stellen. Möglicherweise zeigt sich hier die Krux qualitativer Forschung, die über die Beschreibung von Einzelfällen hinaus geht; der/die Lesende versinkt zuweilen im Material. Hier wünschte man sich etwas mehr Führung beispielsweise mittels grafischer Gestaltung und Strukturierung des Textes. Hilfreich sind jeweils die Zwischenfazits, in denen Wehner ihre Befunde konzis zusammenfasst und sie hinsichtlich der im Material gefundenen Unterschiede zwischen Frauen und Männern beleuchtet.

Im letzten Teil der Empiriedarstellung breitet Wehner das Spektrum der von ihr gefundenen Positionierungen zu Mutterschaft und Vaterschaft aus. Diese Standortbestimmungen sind nicht nur im Hinblick auf studierende Eltern interessant. Sichtweisen wie beispielsweise die der „berufsorientierten Mutter“ (157ff.) oder des „Ernährervaters in Auszeit“ (220ff.) lassen sich in ihrer Typisierung durchaus auf andere gesellschaftliche Gruppen übertragen. Bemerkenswert ist dabei die Feststellung, dass bei den Frauen Mutterschaft im Studium stärker akzeptiert wird als während der Berufstätigkeit, da ein berufsqualifizierender Abschluss als wichtig erachtet wird. Hier, so führt Wehner aus, wirkt offensichtlich eine neu herausgebildete Norm, die besagt, dass auch Frauen heute in der Lage sein sollten, falls nötig, sich und das Kind ernähren zu können. Bei den Männern hingegen ist weiterhin die Auseinandersetzung mit dem ‚alten‘ Bild hegemonialer Männlichkeit virulent. Die Autorin zeigt hier schlüssig auf,

wie für Männer „(noch immer) der Anspruch bzw. die Notwendigkeit [besteht], auch beruflich reüssieren zu können [...]“ (232).

Im Schlussteil der Arbeit legt Wehner noch einmal deutlich dar, dass es stets die Vorstellungen von Mutterschaft, nie aber die von Vaterschaft sind, die eine Planung der Parallelität von Studium und Kind anleiten. Dies liefert, so Wehner, deutliche Rückschlüsse darauf, dass das Ereignis Vaterwerden, egal ob es während des Studiums oder während ‚normaler‘ Berufstätigkeit eintritt, keine negativen Konsequenzen für den beruflichen Lebenslauf von Männern hat. „Während eine Antizipation des Topos ‚Vereinbarkeit‘ offensichtlich Bestandteil des Prozesses ‚Mutterwerden‘ ist, gilt dies für Vaterwerden (noch) nicht in gleicher Weise“ (243). Die Ausgangsfrage, inwiefern eine Familiengründung im Studium zur Entzerrung der so genannten ‚rush hour of life‘ beitragen kann, beantwortet Wehner aufgrund ihrer Analysen durchaus positiv. Besonders von einer Entzerrung profitieren diejenigen, die Familiengründung und Studium bewusst parallel geplant haben, wobei auch die weniger strategisch planenden Eltern einen Effekt verspüren. Allerdings erweist sich dieser Effekt der Entzerrung als gering, wenn gegen oder nach Ende des Studiums ein weiteres Kind folgt. Dann fangen die Frauen hinsichtlich ihrer Berufseinstiegschancen ‚von vorne‘ an.

Auch die Frage, ob Elternschaft während des Studiums eine geschlechtergerechtere Aufgabenteilung ermöglicht, beantwortet Wehner positiv. Da Männer während des Studiums „nicht so eindeutig darauf verwiesen [werden], ‚eigentlich‘ der Ernährer sein zu sollen“ (255) und von Frauen verlangt wird, die Zuständigkeit für das Kind teilweise abzugeben, wirkt eine Familiengründung in dieser Lebensphase tradierenden Effekten durchaus entgegen – allerdings nicht im Sinne einer grundlegenden Veränderung. Männer und Frauen mit tradierten Vorstellungen von Mutterschaft und Vaterschaft werden überwiegend nach Beendigung der ‚Episode Studium‘ zu einem geschlechterspezifischen Elternschaftsarrangement zurückkehren.

Das Buch sei allen Personen, die sich mit demografischen und/oder hochschulpolitischen Fragen beschäftigen, empfohlen. Sie erhalten hier Einblick in die komplexe Struktur von Familiengründungsprozessen. Dabei wird deutlich aufgezeigt, wie sehr diese von persönlichen Einstellungen und Werthaltungen abhängig sind. Gleichzeitig weisen gerade die Ausführungen der Autorin am Schluss des Buches darauf hin, wie subjektive Sichtweisen durch strukturelle Gegebenheiten – zumindest episodisch – verändert werden können. Interessant ist dabei zu sehen, dass und wie sich aufgrund vorübergehender struktureller Gegebenheiten durchaus ein Modernisierungseffekt zeigt.

Literatur

- Isserstedt, Wolfgang/Middendorff, Elke/
Kandulla, Maren/Borchert, Lars/
Leszczensky, Michael (2010): Die
wirtschaftliche und soziale Lage der
Studierenden in der Bundesrepublik
Deutschland 2009. 19. Sozialerhebung
des Deutschen Studentenwerks durch-
geführt durch HIS Hochschul-Informati-
ons-System. Herausgegeben vom Bundes-
ministerium für Bildung und Forschung
(BMBF). <[http://www.sozialerhebung.de/
download/19/Soz19_06_Kap04.pdf](http://www.sozialerhebung.de/download/19/Soz19_06_Kap04.pdf)>. (Zu-
griff am 25.02.2013).
- Cornelissen, Waltraud/Fox, Katrin (Hrsg.)
(2007): Studieren mit Kind. Die Ver-
einbarkeit von Studium und Eltern-
schaft: Lebenssituationen, Maßnahmen
und Handlungsperspektiven. Wiesba-
den: VS Verlag für Sozialwissenschaf-
ten.

Hamid Reza Yousefi

Familienkonstellation in einer veränderten Welt

Michaela Holdenried/Weertje Willms (Hrsg.)(2012): Die interkulturelle Familie. Literatur- und sozialwissenschaftliche Perspektiven. Bielefeld: transcript Verlag (€ 29,80, 274 S.).

In den geisteswissenschaftlichen Disziplinen vollzieht sich spätestens seit den 1980er Jahren eine folgenreiche kulturwissenschaftliche Wende. Angesichts dieser historischen Umbruchsituation werden die traditionellen Methoden, Theorien und Vorverständnisse im Hinblick auf die inhaltliche Bestimmung der Begriffe ‚Kultur‘, ‚Wissenschaft‘ und ‚Gesellschaft‘ interkulturell neu durchdacht. Dadurch entstehen neue Herausforderungen, eröffnen sich aber auch neue Perspektiven.

Ein wesentliches Resultat dieser Wende besteht darin, dass die Vorstellung von Kulturen als einheitlich-abgrenzbare und homogene Ganzheiten an Sinn und Bedeutung verlieren. Dies vollzieht sich in Wechselwirkung mit Veränderungen in praktischen Lebensbereichen, nicht zuletzt der Verschiebung von Familienkonstellationen. Im engsten zwischenmenschlichen Umgang ist es von besonderer Bedeutung, Mechanismen zu durchschauen und Methoden zu erlernen, um eine bessere Verständigung mit dem Anderen zu ermöglichen. In diesen Kontext ist die Aufsatzsammlung „Die interkulturelle Familie“ einzuordnen, die vier Themenbereiche umfasst, wobei dem Ganzen eine ausführliche Einleitung vorangestellt wird.

Das erste Kapitel „Interkulturelle Familienkonstellationen aus psychologischer und soziologischer Perspektive“ erörtert neben der Frage, ob und inwieweit sich die Zunahme solcher Konstellationen im Kontext eines generellen Wandels familiärer Strukturen in der Spätmoderne verorten ließe, auch Gründe dafür, warum es notwendig ist, die Potentiale migrantischer Familien stärker in den Blick zu bekommen. Besonders hervorzuheben ist der Beitrag von Cornelia Helfferich „Migration – Zerreißprobe oder Stärkung des Familienzusammenhaltes? Überlegungen anhand von zwei empirischen Studien zur Familienplanung und Migration im Lebenslauf“, der die Zuwanderung von Frauen aus der Türkei und den GUS-Staaten und die Lebensgestaltung ihrer Nachkommen analysiert. Die Autorin stellt fest, dass es gerade die neue MigrantInnen-Generation ist, die sich immer intensiver für eine gelungene Integration in die Aufnahmegesellschaft einsetzt.

Das zweite Kapitel „Interkulturelle Familienkonstellationen in Literatur und Film der Gegenwart“ erörtert dieses Themenfeld am Beispiel türkisch-griechisch-deutscher Familien und an russischen MigrantInnen und ihren Nachfahren. Zu erwähnen ist hierbei besonders der Beitrag von Michaela Holdenried „Eine Position des Dritten? Der interkulturelle Familienroman Selam Belin von Yadé Kara“. Der Roman bestätigt zutreffend die in der Interkulturalitätsdebatte seit langem gehegte Annahme, dass hybride Konzepte der ‚Gefahr‘ ausgesetzt sind, in einem identitätslosen ‚Weder Fisch noch Fleisch‘ zu

enden. Holdenried geht bei ihrer Analyse mit Recht von dem Befund aus, dass sich die germanistische Forschung bislang nicht ernsthaft mit interkulturellen Familienromanen als einem eigenständigen Diskursfeld befasst habe. Ihre Analyse versteht sich als ein Beitrag, die gängigen Forschungsgewohnheiten korrigierend zu erweitern.

Im dritten Kapitel „Historische Perspektiven auf interkulturelle Familienkonstellationen in der Literatur“ kommen eben diese seit dem 18. Jahrhundert zur Darstellung. In früher Zeit wurde das Fremde exotisiert, seit Mitte des 19. Jahrhunderts griffen Vorstellungen von ‚Rassenreinheit‘ um sich. Diese beiden Muster sorgten in Romanen für das Scheitern interkultureller Familienkonstellationen. Schließlich wurde das Muster der Zerrüttung familiärer Strukturen in Flüchtlingsromanen dargestellt.

Das vierte Kapitel schließt mit einer „Zusammenfassung und Diskussion“ zu interkulturellen Familienkonstellationen aus literatur- und sozialwissenschaftlicher Perspektive. Hierbei greift Weertje Willms in ihrem systematischen Beitrag „Interkulturelle Familienkonstellationen aus literatur- und sozialwissenschaftlicher Perspektive“ die diskutierten Themen samt einigen zentralen Begriffen resümierend wieder auf und reflektiert sie. Ihr Beitrag stellt einen roten Faden der Entwicklung her, der den Sammelband zu einer heterogenen Einheit werden lässt. In der Gegenwart finden, Weertje Willms zufolge, Exotismus und Rassismus nur noch wenig Resonanz, während sich verstärkte Formen eines positiven ‚Inter-‘ finden, die auf dem Wege sind, von der Vorstellung ‚reiner‘ Identitäten Abstand zu nehmen.

Die Auseinandersetzung mit der interkulturell geprägten Umwelt zieht in der Regel Konflikte nach sich, die sich insbesondere im intergenerationellen Wertewandel und im Verhältnis zwischen den Geschlechtern Bahn bricht. Hier stehen die Muster paternaler Dominanz und Gender-Konstrukte veränderter Weiblichkeit und Männlichkeit einander gegenüber. Literarische und mediale Repräsentationsformen bieten hierbei die Möglichkeit, prototypische und probeweise Lösungen für solche Krisen anzubieten.

Diese Programmatik bildet den paradigmatischen Charakter dieser Aufsatzsammlung. Sie gehört in ihrer Kategorie zu den ersten konzeptionellen Versuchen, die diachronische und synchronische Struktur interkultureller Familienkonstellationen zur Darstellung zu bringen. Es bleibt allerdings unklar, von welchem Kulturbegriff und Interkulturalitätsansatz ausgegangen wird. Wünschenswert wäre, die Ausdifferenzierung zwischen den Vorsilben ‚multi-‘, ‚trans-‘ und ‚inter-‘ zu diskutieren, damit die zentrale Fragestellung schärfere Konturen erhält. Grundlegend wäre hierbei auch, explizit die Frage nach historischer, systematischer und vergleichender Interkulturalität im Kontext von Familienkonstellationen zu diskutieren, so dass der LeserInnenschaft ersichtlich wird, wie der Boden der Kulturalität verlassen wird und eine dialogische Interkulturalität entsteht.¹

Die primäre Migrationsliteratur, die eine Verbindung zwischen dem Eigenen und dem Anderen sucht, ist ein Genre, eine bestimmte Form der lebendigen ‚Brückenliteratur‘. Die vorgelegte Aufsatzsammlung gehört als eine fundierte Sekundärliteratur ebenfalls zu diesem Genre.

Zusammengenommen bildet dieser Band einen gelungenen Entwurf des ersten Versuches, interkulturelle Familienkonstellationen in einer immer stärker transkulturell denkenden und interkulturell handelnden Gesellschaft zu diskutieren. Der Aufsatzsammlung wünsche ich eine große Verbreitung mit einer fundierten und vor allem weiterführenden Kritik.

Anmerkungen

- 1 An anderer Stelle habe ich am Beispiel meiner interkulturellen Familienkonstellation dargelegt, dass in den häufig beschworenen ‚Gefahren‘ der Begegnung mit dem Anderen eine große Bereicherung liegt, die wir als eine gute Grundlage einer gedeihlichen interkulturellen Kommunikation fruchtbar machen können (Yousefi, Hamid Reza (2012): Dornfelder. Reinbek: Lau-Verlag).

Autor_innen

Die **Arbeitsgruppe Queer STS** (Science and Technology Studies) wurde von Mitarbeiter*innen des IFZ, Daniela Freitag (Soziologie), Birgit Hofstätter (Interdisziplinäre Geschlechterstudien, Pädagogik), Anita Thaler (Psychologie, Erziehungs- und Bildungswissenschaften, Frauen- und Geschlechterforschung) sowie Julian Anslinger (Psychologie), Susanne Kink (Soziologie), Lisa Scheer (Soziologie, Interdisziplinäre Geschlechterstudien), Jenny Schlager (vorm. Käfer; Soziologie) und Magdalena Wicher (Psychologie) gegründet. Sie interessiert sich für queere Perspektiven der Technik- und Wissenschaftsforschung, die hegemoniale und heteronormative Sichtweisen in Frage stellen, und beispielsweise untersuchen, wie hegemoniale Sichtweisen in der Wissenschaft begründet werden und welche methodischen Konsequenzen sich aus der Kritik an Heteronormativität in der Forschung ergeben. www.ifz.tugraz.at/Queer-STS; <https://twitter.com/queersts>.

Diana Baumgarten, Dr., verfügt über langjährige Berufserfahrung als Sozialwissenschaftlerin in den Themenbereichen Familie, Mutterschaft und Vaterschaft sowie qualitative Sozialforschung. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum Gender Studies der Universität Basel. Hier ist sie aktuell gemeinsam mit Nina Wehner in ein Projekt zum Gesundheitshandeln von Männern im Alltag involviert. Von 2003-2007 arbeitete sie in den Teilprojekten des NFP 52 „Elternpaare mit egalitärer Rollenteilung. Die Langzeitperspektive und die Sicht der Kinder“ sowie „Kinder und Scheidung – Der Einfluss der Rechtspraxis auf familiäre Übergänge“. Darüber hinaus war sie von 2005-2008 Kollegiatin des Graduiertenkollegs „Gender in Motion“ an der Universität Basel, in dessen Rahmen sie ihre Dissertation zur Vater-Kind-Beziehung schrieb. Von 2007-2010 war sie gemeinsam mit Nina Wehner Mitarbeiterin in der NF-Studie „Warum werden manche Männer Väter, andere nicht? Bedingungen von Vaterschaft heute.“ Als Lehrbeauftragte an den Universitäten Basel und Konstanz unterrichtete sie zum Thema Familie und Vaterschaft. Zwischenzeitlich hatte sie ein Mandat bei der Pflegekinder-Aktion Zürich inne und arbeitete von 2011-2012 an der Abteilung Gleichstellung der Universität Zürich.

Stephanie Bethmann, M.A., ist promovierte Soziologin und forscht und lehrt am Institut für Soziologie der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Für ihre Habilitation arbeitet sie an der empirischen Erforschung soziologischer Forschungspraxis: „Qualitative Research in Germany and the US. A Methodological Ethnography of Sociological Practice“ (mit Prof. Dr. Nina Degele und Debora Niermann). Sie ist Redaktionsmitglied der *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien* (fzg) und Vorstandsmitglied des Instituts für qualitative Sozialforschung (iqs). Ihre Arbeitsschwerpunkte sind qualitative Methoden und Methodologie, Wissenschaftsforschung, Paarforschung und Geschlechterforschung.

Ulrich Bröckling, Prof. Dr., ist seit 2011 Professor für Kultursoziologie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Nach einer Ausbildung zum Heilpädagogen studierte er von 1985 bis 1991 Soziologie, Geschichte und

Philosophie in Freiburg. Von 1991 bis 1999 war er als Verlagslektor tätig, anschließend bis 2003 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Sonderforschungsbereich „Literatur und Anthropologie“ und von 2003 bis 2007 Koordinator des Graduiertenkollegs „Die Figur des Dritten“, beides an der Universität Konstanz. Promotion 1996, Habilitation 2006. Von 2007 bis 2009 war er Professor für Ethik, Politik, Rhetorik am Institut für Politikwissenschaft der Universität Leipzig, von 2009 bis 2011 Professor für Allgemeine Soziologie mit dem Schwerpunkt soziologische Theorie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. *Arbeitsschwerpunkte*: Soziologie der Selbst- und Sozialtechnologien, Governmentality Studies, Kultursociologie, Anthropologie.

Nina Degele, Prof. Dr., ist Professorin für Soziologie und Gender Studies an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Vorsitzende des Zentrums für Anthropologie und Gender Studies/Abteilung Gender Studies der Universität Freiburg und geschäftsführende Herausgeberin der fzg. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Soziologie der Geschlechterverhältnisse, Körper/Sport, qualitative Methoden, Gesellschaftstheorien.

Sarah Fenstermaker is Director of the Institute for Research on Women and Gender as well as Professor of Women's Studies and Sociology at the University of Michigan. She also holds a title as Research Professor Emerita at the University of California Santa Barbara (UCSB). Her research on feminist theory, gender and work, domestic labor, family violence, feminist inquiry and the workings of gender, race, and class has resulted in a long list of publications. Professor Fenstermaker served as the founding chair of the UCSB Women's Studies program (now Feminist Studies). She was the director of UCSB's Institute for Social, Behavioral and Economic Research. She also served as the associate dean of the UCSB Graduate Division and as divisional vice chair of the UCSB Academic Senate.

Elke Gramespacher, Prof. Dr. phil., Leiterin der Professur für Bewegungsförderung und Sportdidaktik im Kindesalter (inkl. Rhythmik) an der Pädagogischen Hochschule n|w (Schweiz). Abschluss beider Staatsexamina im Lehramt Grund- und Hauptschule und des erziehungswissenschaftlichen Diploms (Dipl.-Päd.) an der PH Freiburg. Von 2000 bis 2007 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Arbeitsbereich Sportpädagogik am Institut für Sport und Sportwissenschaft der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, 2007 Dissertation zum Zusammenhang von Gender (Mainstreaming), Schulsport- und Schulentwicklung; weiterer Arbeitsschwerpunkt: interkulturelle Bildung im Sportunterricht. Geschäftsführende Herausgeberin der *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*.

Sandra Günter, Ass. Prof. Dr. phil., studierte Geschichts-, Sport-, Politik- und Erziehungswissenschaften an der Universität Bremen und promovierte zum Thema der sozialen Konstruktion von Geschlecht im Sport bei Prof. Dr. Gertrud Pfister und Prof. Dr. Harald Braun. Sie arbeitete als Lehrbeauftragte für besondere Aufgaben und feministische Lehre an der Universität Bremen

und als wissenschaftliche Mitarbeiterin (Lehrstuhl Prof. Dr. Gabriele Klein) an der Universität Hamburg. Seit 2009 ist sie Assistenzprofessorin für Sportsoziologie mit dem Schwerpunkt Körpersoziologie am Institut für Sportwissenschaft und Leitungsmitglied der Graduate School Gender Studies sowie Geschäftsführende Direktorin des Master Minor Gender Studies der Universität Bern. Arbeitsschwerpunkte in Forschung und Lehre: Körper-, Sport-, Migrations-, Bewegungs- und Geschlechtersoziologie sowie qualitative Sozialforschung mit dem Schwerpunkt Diskurs- und Dispositivanalyse.

Charlotte Müller, Prof. Dr., ist Soziologin und Sonder- und Heilschulpädagogin. Seit November 2009 leitet sie das Institut Vorschul-/Unterstufe der Pädagogischen Hochschule Fachhochschule Nordwestschweiz. Ihre Arbeitsschwerpunkte umfassen Bildungstheorien und Bildungssoziologie, Klassikerinnen der Soziologie und soziologische Theorien.

Beate Rosenzweig, Dr., ist stellvertretende Leiterin des Studienhauses Wiesneck, Institut für Politische Bildung Baden-Württemberg e.V. und Lehrbeauftragte am Seminar für Wissenschaftliche Politik der Universität Freiburg. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind: politische Theorie und Ideengeschichte, Geschlechtertheorien und Demokratietheorie. Beate Rosenzweig ist Herausgeberin der *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*.

Karin Tschirren, lic. rer. soc., ist Assistentin am Institut für Sportwissenschaft der Universität Bern. Sie studierte in Bern Soziologie und Geschichte und promovierte in Bern zum Thema „Körper im Kulturkonflikt. Schwimmen als Integrationsmaßnahme für Frauen mit Migrationshintergrund? Zur Aushandlung von Normen und Werten im Feld des Sports“ (Arbeitstitel). Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Sport und Körper/Geschlecht/Ethnizität sowie Sport und Integration im Anschluss an körper- und geschlechtersoziologische sowie Postkoloniale Studien.

Yvonne Weigelt-Schlesinger, Dr. rer. soc., ist Assistentin am Institut für Sportwissenschaft der Universität Bern. Sie studierte in Chemnitz Sportwissenschaft, Interkulturelle Kommunikation und Literaturwissenschaft und promovierte in Tübingen zum Thema „Geschlechterstereotype als Qualifikationsbarrieren von Frauen in der Fussballtrainerausbildung“. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Migrationsforschung, Integration in und durch den Sport, Entwicklung des Mädchen- und Frauenfußballs, geschlechtersensible Sportspielforschung.

Hamid Reza Yousefi, Dr., Privatdozent für Geschichte der Philosophie und Interkulturelle Philosophie an der Universität Koblenz. Zudem ist er Initiator und Leiter des Instituts zur Förderung der Interkulturalität in Trier sowie Initiator und Mitherausgeber der Schriftenreihen „Interkulturelle Bibliothek“, „Studien zur Weltgeschichte des Denkens“ und „Philosophische Perspektiven“.

Bisher erschienene Titel *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*

Jg. 18, H. 1 Musik und Genderdiskurs (100 Seiten), 19,90 €

Jg. 19, H 1 (119 Seiten), 19,90 €

Bezugspreise *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*

Einzelheftpreis: 19,90 Euro

Privat print Abo: 36,00 Euro

Privat print + online Abo: 46,00 Euro

Studierende print Abo: 29,90 Euro

Studierende print + online Abo: 36,00 Euro

Institutionen print Abo: 36,00 Euro

Institutionen print + online Abo: 69,00 Euro

Jeweils zzgl. Versandkosten: 4,00 Euro Inland, 8,00 Euro Ausland

Download Einzelbeitrag 4,00 Euro

Manuskripte:

Informationen zur Manuskript-Einreichung für die Calls for Papers der *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien* finden Sie auf unseren Netzseiten unter <http://www.zag.uni-freiburg.de/fzg/autorinneninformationen/>.

Kontakt:

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG), Belfortstraße 20,

D-79098 Freiburg, Tel.: 0049-(0)761/203-8846, Fax: 0049-(0)761/203-8876

fzg@zag.uni-freiburg.de

<http://www.zag.uni-freiburg.de/fzg/>

Ausgaben der Vorläuferin *Freiburger GeschlechterStudien*

- 1/95 Frauen und Wahnsinn (vergriffen)**
- 2/95 Frauenräume (168 Seiten)**
- 1/96 Frauenalter – Lebensphasen (140 Seiten)**
- 2/96 Frauen – Bildung – Wissenschaft (136 Seiten)**
- 1/97 Frauen und Körper (130 Seiten)**
- 1/98 Frauen und Mythos (302 Seiten)**
- 2/98 Utopie und Gegenwart (237 Seiten)**
- 1/99 Cross-dressing und Maskerade (vergriffen)**
- 2/99 Feminismen – Bewegungen und Theoriebildungen weltweit (304 Seiten)**
- 1/00 Beziehungen (310 Seiten)**
- 11 Perspektiven feministischer Naturwissenschaftskritik (312 Seiten)**
- 12 Dimensionen von *Gender Studies*, Band I (322 Seiten)**
- 13 Dimensionen von *Gender Studies*, Band II (391 Seiten)**
- 14 *Screening Gender* – Geschlechterkonstruktionen im Kinofilm (347 Seiten)**
- 15 Entfesselung des Imaginären? – Zur neuen Debatte um Pornografie (397 Seiten)**
- 16 Arbeit und Geschlecht (297 Seiten)**
- 17 *Queering Gender* – *Queering Society* (376 Seiten)**
- 18 Elternschaft (375 Seiten)**

Fortsetzung Ausgaben der Vorläuferin *Freiburger GeschlechterStudien*

- 19 **Erinnern und Geschlecht, Band I (455 Seiten)****
- 20 **Erinnern und Geschlecht, Band II (442 Seiten)****
- 21 **Männer und Geschlecht (501 Seiten)****
- 22 **Kindheit, Jugend, Sozialisation (518 Seiten)****
- 23 **Geschlechter – Bewegungen – Sport (vergriffen)****
- 24 **Feminisms Revisited (468 Seiten)****
- 25 **Migration – Mobilität – Geschlecht (380 Seiten)****